

Fantasia I 226e

Aus der phantastischen Welt der Literatur



Fantasia 1226e

Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.

ISSN 0934-1463 – 48. Jahrgang.

Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.

Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau

edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Collage

EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2025 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

Passau 2025-09

AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

Franz Schröpf

Fantasia 1226e – Magazin für Phantastik



edfc

AMIE JORDAN

ALL THE
HIDDEN
MONSTERS

ROMAN

CARLSEN

Amie Jordan

***Hidden Monsters 1: All the Hidden
Monsters***

(All the Hidden Monsters, 2024)

Carlsen (PB 336 S./€ 17,00)

Hamburg 2025

Aus dem Englischen von Ann Lecker

Genre: Phantastik

„Ein Opfer. Weiblich ... Mitte zwanzig. Aufgeschlitzte Kehle. Abwehrverletzungen an Armen und Oberkörper. Keine Verwandlung.“

Oren ging um die Leiche herum und betrachtete sie von allen Seiten.

Die tote Frau lag in menschlicher Gestalt auf dem Wohnzimmerboden ihrer Wohnung im Oben und blutete einen kleinen Teppich voll, an dem es sonst nichts auszusetzen gab. Ihr schulterlanges blondes Haar war an den Spitzen rot verklebt, und ihre noch offenen Augen starrten ausdruckslos auf die Erinnerung dessen, was sie als Letztes erblickt hatten.

Er ging in die Hocke, hielt eine Hand knapp über ihr verstummtes Herz und

schloss die Augen. „Körperkerntemperatur fallend, aber noch nicht kalt. Opfer seit weniger als einer Stunde tot.“

Seufzend richtete er sich wieder auf.

„Den Blutspritzern an den Wänden nach zu urteilen, wurde ihr die Kehle aufgeschlitzt, ehe sie auf den Boden fiel ...“ Oren unterbrach sich und warfen einen Blick auf sein Notizbuch, das aufgeschlagen auf dem Couchtisch lag. „Oder ... als sie von ihrem Mörder wegtaumelte.“

Seine laut ausgesprochenen Gedanken erschienen in blauer Tinte auf dem Papier, verblassten und änderten sich bei jeder neuen Äußerung. (S. 7)

Hier untersucht der Hexenmeister Oren Rinnallis gerade den Mord an der Journalistin und Werwölfin Lucinda Hague aus Manchester. Oren arbeitet für das Arcânum, eine Eliteeinheit von übernatürlichen Ordnungshütern. Das England, in dem wir uns hier befinden, ist nämlich in ein Oben und Unten unterteilt, wobei die gewöhnlichen Menschen des Oben nichts von der Existenz des Unten ahnen.

Unvermutet taucht Sage, eine Freundin von Lucy, auf und ist völlig konsterniert.

„Ich kann ... Blut riechen“, brachte sie schließlich heraus, während ihr das Herz in den Ohren pochte.

„Wie nicht anders zu erwarten.“ Er schnupperte demonstrativ in der Luft, witterte sie und identifizierte auch sie als Werwölfin. „Du kanntest sie?“

Wen? Lucy?

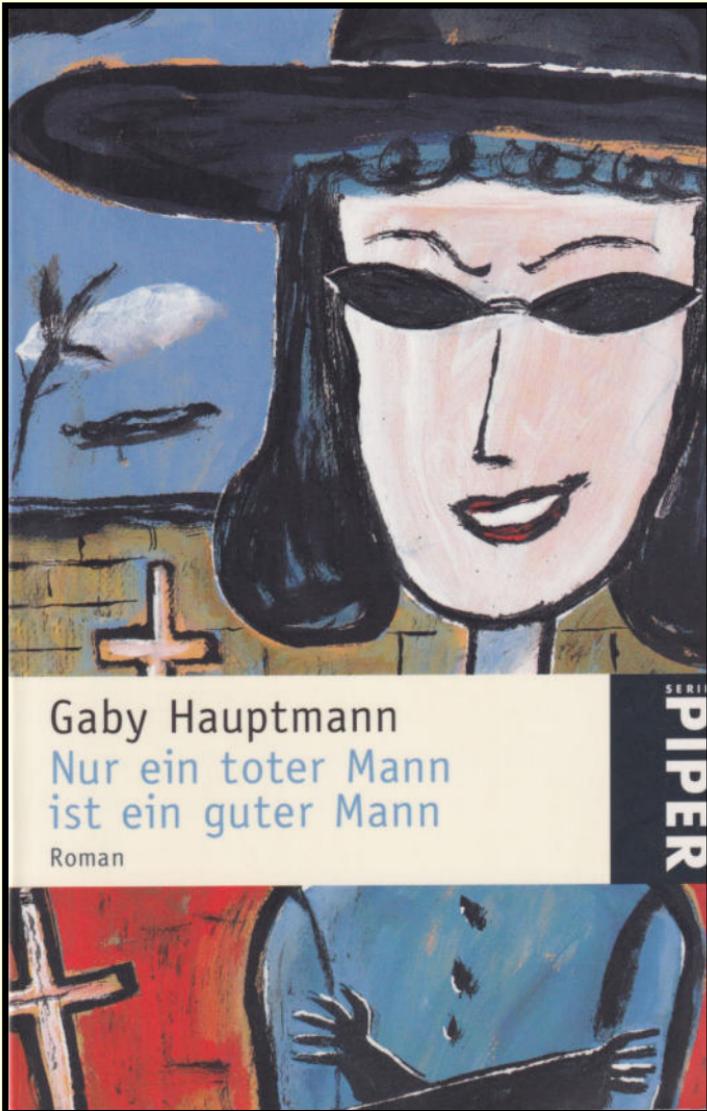
Kanntest?

Jäh rauschte aller Atem aus ihrem Körper, als das Wort über ihr zusammenschlug. (S. 11)

Sage ist als Mensch geboren, wurde aber durch einen Werwolfüberfall, dem ihre ganze Familie zum Opfer fiel, selbst zu einem übernatürlichen Wesen. Nun, da Lucy tot ist, hat sie nur noch P, einen Geist, als Freundin. Sage will unbedingt bei den Ermittlungen mitarbeiten, aber der zwar attraktive, aber zugleich auch arrogante Oren will anfangs davon nichts wissen.

All the Hidden Monsters verbindet gekonnt Urban Fantasy mit Krimi und Liebes-

drama und wird bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen im englischen Sprachraum bereits sehr geschätzt.



Gaby Hauptmann [Gaby Dagmar Hauptmann, 1957]

Nur ein toter Mann ist ein guter Mann
(1996)

Piper 22 246 (TB 302 S./DM 14,90)

München 1999, 16. Auflage

Genre: Krimi

Sie lauscht dem Ton nach. Es ist genau das, was sie am Tod am meisten fürchtet – dieses dumpfe Prasseln der Erde auf den Sarg. Sie bückt sich und nimmt noch eine Handvoll.

Dann tritt Ursula zurück. Da liegt er also. Das ist alles, was von ihrem Mann übriggeblieben ist. Ein schwarzer Sargdeckel, darunter eine leblose Hülle. Wo ist seine starke Persönlichkeit hin, sein Wille, seine Durchsetzungskraft? (S. 7)

Hier trägt Ursula Winkler, dreiundfünfzig, ihren geschätzten Gatten Walter, fünfundfünfzig, zu Grabe. Eine starke Persönlichkeit soll er gewesen sein, heißt es in der Grabrede, von großer Durchsetzungskraft – das ist der erste Hinweis darauf, dass Ursula über das Ableben Walters vielleicht gar

nicht so unglücklich ist, wie es auf den ersten Blick scheint.

Ludwig hat sich zu ihr umgedreht, kommt langsam auf sie zu, reicht ihr die Hand: „Es tut mir so leid, Ursula. Er war ein so außergewöhnlich starker Mensch. Daß er so früh gehen mußte...“, zum Zeichen seiner Freundschaft legt er seine linke Hand auf ihre behandschuhte Rechte, „wenn ich dir irgendwie helfen kann – du weißt, ich bin immer für dich da!“ (S. 7)

Ludwig Fahr, Walters bester Freund und sein Arzt, ist sogleich zur Stelle, die Witwe zu trösten, aber diese hat Anderes im Sinn. Zuerst gestaltet sie das in Augen grundhässliche Wohnzimmer nach ihrem Geschmack um, dann, nach drei Wochen Trauerzeit, taucht sie in der Verpackungsfirma ihres verstorbenen Gatten auf, um energisch das Ruder zu übernehmen, was den Geschäftsführer Manfred Kühnen nicht wenig überrascht.

Nebenbei will sie den riesigen schwarzen und vermutlich sehr wertvollen Flügel

im Wohnzimmer loswerden, wozu sie sich den arbeitslosen Dirigenten Uwe Schwarzenberg, siebenundvierzig, ins Haus holt, denn dieser müsste ja ein wenig Sachverstand haben. Leider will sich Schwarzenberg nicht konkret äußern, aber vielleicht kann er ja zu dem Klavier, das in Walters Jagdhütte steht, etwas sagen. Doch Ursula hat auch hier den Eindruck, dass der Dirigent alles Mögliche äußert, bloß nicht die Wahrheit.

Aus irgendeinem Grund lügt er ihr etwas vor, stellt sich keiner Diskussion. Hat er Angst, sein wahres Ich zu zeigen? Oder hat er kein Ich, keine eigene Persönlichkeit?

Ihre Lippe kräuselt sich.

Er ist ein Feigling, ein Angsthase, der nicht zu seiner Meinung steht. Genau wie zu Hause, als er Farben und Formen lobte, wo Acryl doch weder Farbe noch Form hat.

Ursula nimmt noch einen Schluck.

Ihr Gegenüber fehlt, der Stuhl ist leer. Sie schaut sich um. Er kommt auf sie zu,

hat eines der Gewehre von der Wand genommen.

„Das ist ein Elefantentöter, nicht? Ich habe ein so scheußliches Tötungsinstrument noch nie in der Hand gehabt!“

„Dann geben Sie es her!“ Ein jämmerliches Etwas, dieser Uwe Schwarzenberg. Von wegen Tierchen, die durch die lichte Natur hüpfen. Walter hätte ihr die Weltordnung erklärt, hätte ihr gesagt, daß es in der Natur eben so ist. Einer gewinnt, einer verliert. Der Sieger war er, Walter, mit dem Gewehr in der Hand. Dieser Mensch dort war lebensuntüchtig, ohne festen Willen, ohne eigene Meinung. Gegen Walter null und nichts, überhaupt nicht existent!

Ihre Augenbraue zuckt.

„Geben Sie es her, bevor Sie sich damit noch verletzen!“

„Sagen Sie bloß, Sie können damit umgehen!“

Er reicht ihr die Waffe.

„Natürlich!“ Sie legt auf ihn an und drückt ab.

Der Rückschlag wirft sie vom Stuhl.

Dort bleibt sie zunächst liegen, dann richtet sie sich auf, um zu sehen, was passiert ist.

Die Reste von Uwe Schwarzenberg sind unappetitlich über die Sessel und die Couch verteilt.

Ursula schaut sich um. Ansonsten hängt noch alles an seinem Platz. Kein einziger Hirschkopf ist heruntergefallen. (S. 42)

Weil ihr Schwarzenberg auf die Nerven geht, erschießt ihn Ursula kurzerhand mit der Elefantenbüchse ihres Mannes. Sie verwischt ihre Spuren und ist sich sicher, dass Monate, wenn nicht gar Jahre vergehen werden, bis die Leiche gefunden wird, und dann wird nichts mehr auf sie verweisen.

Diese tatkräftige Männerbeseitigung gibt angesichts des überraschenden Todes von Ursula Ehemann Anlass zum nachdenken.

Nachdenken muss Ursula allerdings auch, denn ein Verpackungskonkurrent namens Willy Waffel wirbt mit Dumpingpreisen alle guten Kunden von Ursulas Firma ab, mit dem Zweck, diese in den Ruin zu

treiben und dann günstig zu übernehmen – in der Hoffnung, dass er sich mit den die Kosten nicht mehr deckenden Preisen nicht vorher selbst ruiniert. Aber wir kennen Ursula inzwischen gut genug, um zu wissen, dass sie energisch gegen diese Intrigen vorgehen wird.

Nur ein toter Mann ist ein guter Mann ist eine überaus amüsante Kriminalkomödie um eine resolute Frau und die infamen Machos, die sie bedrängen wollen.

HAZEL McBRIDE

A FATE
FORGED
IN FIRE

AUS FLAMMEN GEBOREN

Roman

RL

Hazel McBride

Aus Flammen geboren

(A Fate Forged in Fire, 2025)

Aufbau (HC 526 S./€ 24,00)

Aus dem Englischen von Nina

Restemeier

Genre: Fantasy

Auf den Knien vor der werdenden Mutter wurde Aemyra wieder einmal bewusst, dass sie ihr Gesicht lieber zwischen den Beinen einer Frau hatte, wenn diese vor Lust schrie, nicht vor Schmerz.

Aemyra hatte einen anderen Blick auf Geburten als die meisten Frauen in Erisocia. Nicht zuletzt, weil ihre Adoptivmutter Orlagh noch vor Aemyras erster Blutung damit begonnen hatte, sie zur Hebamme auszubilden, und sie so gründlich von allem, was mit dieser Tortur zu tun hatte, abgeschreckt hatte.
(S. 9)

Wir befinden uns in der Hauptstadt Àird Lasair des Reiches Tìr Teine auf dem Kontinent Erisocia. Die Feuergöttin Brigid ver-

leiht einigen Bewohnern, den Dùielach, eine besondere magische Kraft, die sich bei Frauen allerdings erst dann entfalten kann, wenn sie sich an einen Mann binden. Am stärksten ausgeprägt ist die Begabung beim Herrschergeschlecht, dem Daercathian oder Drachenclan, weil sich dessen Angehörige an Drachen binden.

Wir beobachten hier die junge Schmiedin und Hebamme Aemyra, Tochter von Orlagh, bei einer schwierigen Entbindung, die dank ihrem großen Geschick glücklich verläuft. Aemyra hat, auch ohne sich an einen Mann gebunden zu haben, eine ungewöhnlich starke magische Begabung, so groß, wie sie die früheren Herrscherinnen von Tìr Teine hatten, bevor der Drachenclan den Thron usurpierte; selbstverständlich muss Aemyra ihre Fähigkeiten streng verbergen.

Es gefiel Aemyra nicht besonders, wie er sie überragte. Sie befürchtete, die Leute könnten vergessen, dass sie der ältere Zwilling war. Um ganze sieben Minuten.

„Nur weil deine Kräfte die sämtlicher ungebundenen Dùileach in Tìr Teine

übertreffen, heißt das nicht, dass du sie auch einsetzen sollst“, warnte er sie.

Wieder grinste Aemyra. „Meine Kräfte übertreffen sogar die der meisten gebundenen Dùileach.“

Sie streckte den Arm vor sich aus und beschwor eine Flamme in ihrer Handfläche herauf. Das Licht fiel flackernd auf ihre Gesichter, während die Magie eifrig aus ihr hinausströmte. Adarian trat vor sie, um die Flammen zur Straße hin abzuschirmen, und sie bemühte sich, das Feuer auf ihre Handfläche einzugrenzen. Es wäre ein Leichtes gewesen, es anzufachen, wachsen zu lassen, bis es wie ein Flächenbrand auf die baufälligen Häuser um sie herum übersprang.

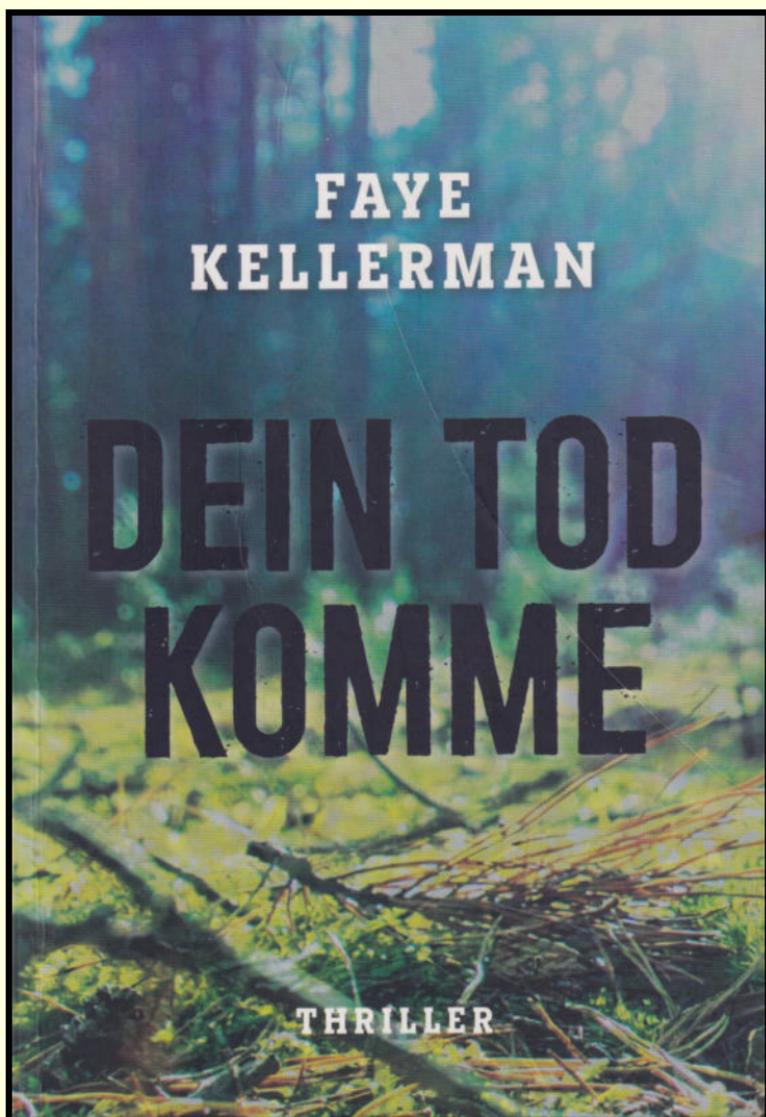
Ein Karren rumpelte über das Pflaster, und sie zuckten zusammen. Rasch erstickte Aemyra das Feuer, so dass nur noch Rauchgeruch in der Luft hing.

„Aber nicht die des Königs und seines Zweitältesten Sohnes“, wandte Adarian ein. „Mit an Drachen gebundenen Dùileach kannst du es nicht aufnehmen. Wenn sie herausfinden, dass ...“ (S. 16)

Aemyra Zwillingsbruder Adarian sorgt sich, dass seine Schwester zu sorglos mit der Magie umgeht, denn die Frauen haben an sich schon in Tìr Teine eine den Männern dienende Rolle zu spielen, und an Magie dürfen sie schon gar nicht hervorstechen.

Aemyra lässt sich davon aber nicht beirren, sondern sie will die alte Frauenherrschaft wiedererrichten und selbst den Thron beanspruchen. Dazu will sie den mächtigsten aller Drachen, den des verstorbenen Königs, an sich binden – wozu sie allerdings die Hilfe des Thronanwärters, des grausamen und arroganten Prinzen Fiorcan braucht.

Hazel McBride kombiniert in *Aus Flammen geboren* sehr geschickt Fantasy, Liebesdrama und Frauenrechte zu einem spannenden Konglomerat.



**Faye Kellerman [Faye Marder
Kellerman, 1952–]**

***Peter Decker 24: Dein Tod komme
(Bone Box, 2017)***

Unbekannter Verlag (TB 480 S./€ xx)

Unbekannter Ort 2024

**Aus dem Amerikanischen von Mirga
Nekvedavicius**

Genre: Krimi

Abseits des Wegs musste sie besonders achtgeben, um nicht zu stürzen, denn der Untergrund war von dicken Baumwurzeln und Felsbrocken durchzogen. Während sie sich Schritt für Schritt vorarbeitete, sah sie sich um, bis sie schließlich eine gute Stelle für das Foto gefunden hatte. Um den perfekten Bildausschnitt zu finden, wechselte sie mehrfach die Position. Der Boden fühlte sich weich und nachgiebig an, was seltsam war, da es in den letzten Wochen nicht geregnet hatte.

Rina machte einen großen Schritt nach hinten, um auf den Baum scharfzustellen, als es plötzlich unter ihrem Schuh knackte. Sie sah hin und dachte

zuerst, sie sei auf einen Zweig getreten. Dann wurde ihr klar, dass es sich um etwas anderes handelte, doch sie war so perplex, dass sie einen Moment brauchte, bis sie begriff, was sie da sah. Eine skelettierte menschliche Hand.

Es war schon mehrere Stunden her, seit Rina das letzte Mal etwas gegessen hatte, aber jetzt wurde ihr übel, und sie hatte das Gefühl, sich übergeben zu müssen. Ihr Herz raste, und ihr wurde schwindelig. Irgendwie gelang es ihr, sich auf den Beinen zu halten, aber sie bekam kaum noch Luft. Sie musste sich gut zureden, um nicht vollends in Panik zu verfallen. (S. 8f)

Rina Decker, Dozentin, und ihr Mann Peter, Polizist, sind von Kalifornien in die Kleinstadt Greenbury im Staat New York umgezogen. Hier entdeckt Rina gerade bei ihrem Hobby, der Naturfotographie, eine skelettierte menschliche Hand auf einen Wanderpfad im Wald.

Die Gerichtsmedizin findet bald heraus, dass die Leiche schon länger hier liegen muss, dass es sich um einen weißen Mann

Mitte zwanzig mit langen Haaren, rotgefärbten Fingernägeln und Ohrringen handelt, der durch einen schweren Schlag auf den Kopf getötet wurde.

Peter Decker und sein Kollege Tyler McAdams vermuten in dem Opfer einen Studenten und befragen unter anderem die Dozenten Jason Kramer und Quentin Lewis und gleichen deren Antworten mit den Vermisstenlisten ab.

Der Mann seufzte. „Vor etwa sechs oder sieben Jahren hatten wir einen Studenten, Lawrence Pettigrew. Sehr begabt. War am Morse McKinley, Hauptfach PoWi.“

„Was ist das?“

„Politik- und Wirtschaftswissenschaft“, erläuterte Quentin. „Man muss sich bewerben, wenn man das im Hauptfach studieren will. Vor sieben Jahren war ich aber noch nicht hier.“

„Während seiner Zeit hier hat Lawrence mal ein Konzert auf dem Christopher Street Day, der Gay-Pride-Veranstaltung, gegeben“, fuhr Kramer fort.

Auf diese Weise bekommen die Polizisten heraus, dass es sich bei dem Opfer um den Studenten Lawrence Pettigrew handelt, der vor sieben Jahren verschwunden ist; das letzte, was man von ihm gehört hat, war, dass er sich einer geschlechtsangleichenden Operation unterziehen wollte.

Weil sich Lawrence zuletzt Lorraine nennen ließ, stellt sich natürlich auch für die Polizisten die Frage, welche Pronomen sie für das Opfer in ihren Berichten verwenden sollen.

„Ganz nebenbei, was ist denn jetzt die richtige Bezeichnung für die Leiche? Er, sie oder gar ‚es‘?“

„Ich würde sagen, wir bleiben bei ‚er‘, bis wir definitiv wissen, dass er offiziell eine Frau war.“ (S. 41)

Natürlich wird auch Lawrence/Lorraines Mutter befragt.

„Ich habe drei Kinder. Die ersten beiden waren ...“ Joanne Pettigrew zuckte die Schultern. „... ganz normal. Lawrence war der Jüngste und schon immer sehr

speziell. Verstehen Sie mich nicht falsch, ich habe meinen Sohn geliebt. Ich behaupte nicht, dass ich mit allen seinen Entscheidungen einverstanden war, aber ich habe ihn so akzeptiert, wie er war. Es gibt Männer, die schwul sind. Und es gibt Männer, die ihr Schwulsein öffentlich kundtun müssen. Lawrence gehörte in letztere Kategorie. Alles, was er tat, drehte sich darum, der Welt seine sexuelle Identität zu zeigen. Wenn jemandem das nicht gefiel, konnte Lawrence sehr ungemütlich werden. Ich habe schon gar nicht mehr mitgezählt, wie oft ich einen Anruf von der Highschool hatte: „Machen Sie sich keine Sorgen, niemand wurde verletzt, aber Lawrence hatte eine Auseinandersetzung mit jemandem.“ (S. 57)

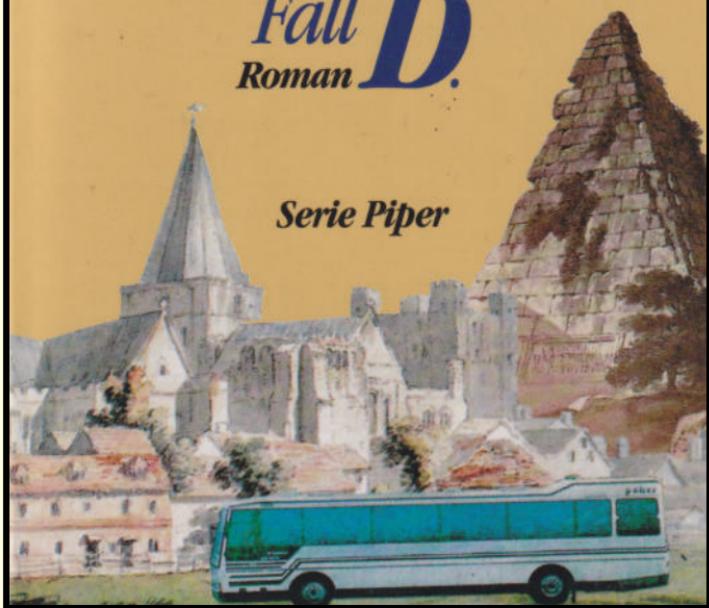
Doch der Mordfall gewinnt an Brisanz, als die Polizei in der Nähe des Fundorts weitere Grabungen anstellt und dabei zwei zusätzliche Leichen entdeckt. War hier ein Serienmörder am Werk oder stehen die Taten in einem direkten Zusammenhang, das ist die große Frage.

Dein Tod komme ist der vierundzwanzigste Roman in der erfolgreichen Serie um den jüdischen Polizisten Peter Decker. Doch während in den frühen Romane die Religiosität und die Befolgung der Mosaischen Gebote für die streng orthodoxen Rina und Peter eine zentrale Rolle spielten, kommen hier religiöse Fragen überhaupt nicht mehr vor, während überraschenderweise die Genderwissenschaft im Vordergrund steht, die sich mit dem traditionellen jüdischen Glauben sehr wenig verträgt.

Insgesamt ist der Roman unterhaltsam und lesenswert, wenn er auch etwas zu umfangreich ausgefallen ist.

*Fruttero &
Lucentini*
Charles Dickens
*Die Wahrheit
über den
Fall D.*
Roman **D.**

Serie Piper



***Fruttero, Carlo & Lucentini, Franco & Dickens, Charles: Wahrheit über den Fall D.**

Carlo Fruttero [1926–2012] & Franco Lucentini [1920–2002] & Charles Dickens [Charles John Huffam Dickens, 1812–1870]

Die Wahrheit über den Fall D.

(La verità sul caso D., 1989)

Piper SP 1915 (TB 544 S./DM 19,90)

München 1994, 3. Auflage

Aus dem Englischen und Italienischen von Burkhard Kroeber

Genre: Phantastik

Was für eine Ruine? Aus verschiedenen Indizien hat der aufmerksame Leser gewiß schon erschlossen, daß es sich um das Kolosseum handelt. Was die drei Regenschirme betrifft, so hat er sicher auch schon erraten, daß sie drei Ausländern gehören, die als Spezialisten einer noch ungeklärten Disziplin zu einem der vielen internationalen Kongresse nach Rom gekommen sind. Vermutlich sind sie alle drei heute vormit-

tag eingetroffen. Der Wolkenbruch, der jetzt etwas nachläßt, hat sie überrascht, als sie gerade einen kleinen Stadtbummel machten. Aber wer sind sie?

Einer ist ein englischer Priester, aber offenbar ein katholischer. Auch die beiden anderen würde man, jedenfalls nach ihren Regenschirmen zu urteilen, für Engländer halten. Es sei jedoch darauf hingewiesen, daß der Kleinere ab und zu eine französische Wendung einschleibt. Im übrigen läßt sich ihre Identität durch die beschlagenen Scheiben nicht genauer bestimmen, und so wird sich der Leser gedulden müssen, bis das Taxi zum Hotel gelangt ist. (S. 9)

Hier besichtigen gerade drei prominente Männer, die zu einem Kongress nach Rom gekommen sind, das Kolosseum. Aus deren Beschreibung läßt sich messerscharf kombinieren, dass es sich um Hercule Poirot, seinen Adlatus Captain Hastings und Father Brown handeln muss.

Bald erfahren wird den Ort der Tagung und deren Zweck.

Es ist ein Gebäude aus Stahl und Glas, umgeben von einem Park mit vielleicht ein bißchen spärlichem Rasen, aber vielen Büschen und kleinen Bäumen, Bänken und Kieswegen. Und ein rotes, zwischen den Eingangspfeilern gespanntes Transparent informiert...

Es informiert nicht. Ein Windstoß hat es gepackt und so gründlich verdreht, daß man in die Halle treten muß, um aus einer Tafel auf einer Staffelei zu erfahren, welche Art von Kongress heute eröffnet wird:

COMPLETENESS IS ALL

An International Forum on the Completion of Unfinished or Fragmentary Works in Music and Literature

Schubert: *Symphonie Nr. 8*

Bach: *Die Kunst der Fuge*

Puccini: *Turandot*

Livy: *Ab urbe condita*

Poe: *The Narrative of Arthur Gordon Pym*

Dickens: *The Mystery of Edwin Drood*
(S. 10)

Das hier genannte Internationale Forum beschäftigt sich mit der Vervollständigung von sechs bedeutenden Kunstwerken. Wie man aus der Anwesenheit der drei Detektive folgern kann, werden wir an der Fraktion teilnehmen, die sich mit *The Mystery of Edwin Drood* des großen Charles Dickens beschäftigen wird.

Dieser Roman erschien im Jahr 1870 in sechs Fortsetzungen beziehungsweise dreiundzwanzig Kapiteln – und brach dann abrupt ab, weil der Autor verstarb. Sechs weitere Fortsetzungen, die bis ins Jahr 1879 hinein geplant waren, konnten nicht mehr erscheinen, weil Dickens nicht voraus gearbeitet hatte.

Dank japanischer Sponsoren soll es nun gelingen, auf diesem Kongress die Handlung der vorliegenden Kapitel so tiefgründig zu analysieren, dass man den weiteren Fortgang des Romans erschließen kann.

Jawohl, Leser! Dem genialen Unternehmergeist der japanischen Industrie ist es gelungen, sie alle, oder fast alle, hier zusammenzubringen, die berühmten Spezialisten der Ermittlung, die

Zauberer der Intuition und der Deduktion, die Herren des merkwürdigen Zufalls und der verdächtigen Auslassung, die großen Rätsellöser.

Von den bekanntesten Paaren, außer den beiden, die wir bereits identifiziert haben, sehen wir an dem Tischchen dort drüben Auguste Dupin, den Stammvater aller private eyes, mit seinem ebenso unzertrennlichen wie namenlosen Begleiter; dort hinten in der Fensternische stehen Dr. Thorndyke mit seinem Kollegen Astley und der dicke Nero Wolfe mit seinem Sekretär Archie Goodwin, während hier vorn am Tresen, jeder mit einem doppelten Bourbon in der Hand, Philip Marlowe und Lew Archer zu erkennen sind. Was die detektivischen Einzelgänger und die Gelegenheitsdetektive wie Pater Brown angeht, so sind sie zu zahlreich, um hier aufgezählt zu werden. Andererseits fehlt es auch nicht an Vertretern der Polizeipräsidien, natürlich mit Scotland Yard an der Spitze, doch ohne Vernachlässigung der Pariser Prefecture de Police und sogar – zu unserer Ehre sei es

gesagt – einiger italienischer Quästuren. (S. 13f)

Zu diesem Zweck sind nicht nur die drei oben genannten Ermittler, sondern schier sämtliche bekannten großen Detektive der Kriminalweltiliteratur versammelt worden, von den Anfängen bis zur Gegenwart, von Edgar Allan Poes Auguste Dupin bis zu Ross Macdonalds Lew Archer.

Die Abfolge gestaltet sich so, dass zuerst ein Kapitel des Romans verlesen und anschließend dessen Inhalt analysiert und diskutiert wird. Betrachten wir nun das Studienobjekt.

Zehntausend Krummsäbel blitzen im Sonnenlicht, und dreimal zehntausend tanzende Mädchen streuen Blumen. Dann folgen weiße Elefanten, aufgezäumt in zahllosen prächtigen Farben, unendlich viele mit unendlich vielen Wärtern. Noch immer steht der Turm der Kathedrale im Hintergrund, wo er nicht sein kann, und noch immer windet sich keine Gestalt auf der grimmi-gen Spitze. Halt! Ist diese Spitze wo-

möglich nichts weiter als die rostige Spitze auf dem Eckpfosten eines alten, halb umgekippten Bettgestells? Dem Gedanken an diese Möglichkeit sei ein müdes Lächeln gewidmet.

Der Mann, dessen wirres Bewußtsein sich so phantasierend zusammengestückerelt hat, richtet sich langsam auf, von Kopf bis Fuß zitternd, stützt den Oberkörper auf die Ellbogen und sieht sich um. Er befindet sich in der elendesten und stickigsten Kammer, die man sich vorstellen kann. Durch den zerfetzten Fenstervorhang stiehlt sich das frühe Tageslicht aus einem tristen Hof herein. Der Mann liegt angekleidet quer auf einem breiten zerwühlten Bett, dessen Gestell tatsächlich unter der Last zusammengebrochen ist. Gleichfalls angekleidet und gleichfalls quer, nicht der Länge nach, liegen auf demselben Bett ein Chinese, ein ostindischer Matrose und eine ausgemergelte Frau. Die beiden ersteren schlafen oder sind betäubt, die Frau bläst in eine Art Pfeife, um sie anzuzünden. Und während sie hineinbläst und ihre magere Hand schützend

über sie hält, um die rote Glut zu entfachen, dient diese Glut im dämmrigen Morgenlicht als eine Lampe, die dem Manne erlaubt, ein bißchen von ihrem Gesicht zu sehen. (S. 19f)

Ten thousand scimitars flash in the sunlight, and thrice ten thousand dancing-girls strew flowers. Then, follow white elephants caparisoned in countless gorgeous colours, and infinite in number and attendants. Still the Cathedral Tower rises in the background, where it cannot be, and still no writhing figure is on the grim spike. Stay! Is the spike so low a thing as the rusty spike on the top of a post of an old bedstead that has tumbled all awry? Some vague period of drowsy laughter must be devoted to the consideration of this possibility.

Shaking from head to foot, the man whose scattered consciousness has thus fantastically pieced itself together, at length rises, supports his trembling frame upon his arms, and looks around. He is in the meanest and closest of

small rooms. Through the ragged window-curtain, the light of early day steals in from a miserable court. He lies, dressed, across a large unseemly bed, upon a bedstead that has indeed given way under the weight upon it. Lying, also dressed and also across the bed, not longwise, are a Chinaman, a Lascar, and a haggard woman. The two first are in a sleep or stupor; the last is blowing at a kind of pipe, to kindle it. And as she blows, and shading it with her lean hand, concentrates its red spark of light, it serves in the dim morning as a lamp to show him what he sees of her.

Hier liegt John Jasper in einer Londoner Opiumhöhle und gibt sich spektakulären Visionen hin. Im normalen Leben ist er Kantor in der Kathedrale von Cloisterham sowie Vormund seines nicht viel jüngeren, aber noch nicht volljährigen Neffen Edwin Drood. Selbiger ist verlobt mit der ebenfalls minderjährigen Rosa Bud, die bei Jasper Musik studiert. Die Beiden sind sich offenbar zugetan, weil sie oft und vehement miteinander diskutieren, kommen aber aus

Stolz nicht darüber hinweg, dass ihre Verbindung von ihren verstorbenen Vätern vorbestimmt wurde. Dass die Verlobung zerbrechen könnte, das ist die große Hoffnung von Jasper, der selbst heillos in Rosa verliebt ist.

Nun verschwindet Drood eines Tages spurlos – was aus ihm geworden ist, wäre wohl in den nicht verfassten Kapiteln aufgeklärt worden. Dickens selbst machte zu Lebzeiten Andeutungen darüber, dass Jasper seinen Neffen mit einem Schal erwürgt haben könnte. Ob man den Hinweisen von Dickens glauben darf, ist eine andere Frage, denn dieser legte es ganz offensichtlich darauf an, die Spannung unter seinen Lesern auf größtes Maß hochzuschrauben, so dass das wirkliche Schicksal von Drood ganz ungewiss ist.

Die Wahrheit über den Fall D. ist ein überaus raffiniertes phantastisches Werk: Romanfiguren, denen man besondere kombinatorische Fähigkeiten zuschreibt, diskutieren über Inhalt und Auslegung eines unvollendeten Werks von Charles Dickens, das hier zur Gänze mit abgedruckt ist. Nach der Verlesung eines oder mehrerer Kapitel wer-

den von den versammelten Detektiven sämtliche bekannten und zahlreiche neue Interpretationen und Deutungen vorgetragen.

Der Roman ist ein ungewöhnliches und faszinierendes Werk, das beim Leser allerdings eine gewisse Vorliebe allgemein für Detektivgeschichten und speziell für Charles Dickens voraussetzt.



Vanessa Walder

***Flora Magica 1: Das Geheimnis der
Nachtschatten***

Loewe (HC 232 S./€ 14,95)

Bindlach 2025

Genre: Phantastik

Es ist eine mondlose Nacht im April, als die vier Urenkel von Flora Cunabula alle gleichzeitig wach werden. Um genau zu sein, ist es zwei Uhr zweiundzwanzig in London und drei Uhr zweiundzwanzig in Berlin. Keiner von ihnen weiß, was sie geweckt hat. Wenn man zwölf Jahre alt ist und am nächsten Morgen zur Schule muss, gibt es keinen Grund, um zwei Uhr zweiundzwanzig oder um drei Uhr zweiundzwanzig wach zu sein. Wenigstens keinen guten.

Trotzdem ist Tierra nicht überrascht. Den ganzen Tag schon hat sie dieses komische Kribbeln in den Ohrläppchen gespürt. Als würde etwas Großes auf sie zukommen. Als würde ihr etwas bevorstehen. Sie hätte nicht sagen können, ob es etwas Gutes oder etwas Schlechtes war. (S. 7)

Eben ist Flora Cunabula, einhundertundsieben Jahre alt, in ihrem österreichischen Wohnsitz gestorben. Sie hinterlässt ihre Tochter Herba, sechsundsiebzig, und deren Zwillinge Lakus und Diligentia, siebenundvierzig. Der in Berlin lebende Lakus wiederum ist der Vater der Zwillinge Tierra und Sol, zwölf, während die in London lebende Diligentia die Zwillinge Ana und Zacharia, zwölf, geboren hat. Die vier Urenkel spüren geistig, dass etwas Bedeutendes geschehen ist.

Viele Hundert Kilometer südlich, in einem kleinen Ort in Österreich, atmete zur selben Zeit eine schlafende alte Dame sanft aus und nicht mehr ein. Der Tod kam nicht überraschend zu Flora Cunabula. Ihr Fenster stand weit offen. Und so streifte sacht eine Frühlingsbrise über ihr friedliches Gesicht und trug ihren letzten Atemzug hinaus in den Garten. Dort ließ er Birkenblätter rascheln, Apfelblüten zu Boden segeln und Tulpenknospen wippen.

Der Wind trug Floras Atem wie einen Abschiedsgruß über die Blumenbeete,

das alte Gewächshaus und den See, an dessen Ufern sich die gelben Sumpfschwertlilien wiegten. Dann wirbelte er höher und höher und Floras Atem löste sich auf und wurde Teil von allem: der ersten Morgenröte über dem Horizont, des Taus auf den Gräsern und der Wolken über den Bergen. Teil der Blumen in ihren Gärten und des Himmels über London und Berlin, wo ihre Urenkel ihr die Fenster öffneten.

Pflanzen spüren immer, wenn sich rund um ihre Wurzeln etwas verändert. Manchmal spüren Menschen es auch.
(S. 12)

So kommt es, dass sich die Enkel und Urenkel von Flora Cunabula treffen und gemeinsam nach Bergklammheim am Saphirsee in Österreich reisen, wo die Villa Cunabula steht und wo sie von dem uralten Verwalter Reinhold empfangen werden. Das Gebäude ist ein Kunstwerk für sich, denn es ist über und über von Pflanzen bewachsen; nur die Fenster schauen noch aus den Blättern heraus.

Hier erfahren die Erben das Geheimnis der Cunabula: Die Verstorbene hat in ihrem weitläufigen Garten magische Pflanzen gehütet und vor der Ausrottung bewahrt. Nun allerdings droht den Pflanzen eine neue Gefahr, denn ein mächtiger Investor ist darauf aus, das Anwesen der Cunabula an sich zu bringen.

Das Geheimnis der Nachtschatten erzählt eine sowohl phantastische als auch anrührende Geschichte über die Wunder der Pflanzenwelt, die nicht nur dann erhaltenswert ist, von sie magisch ist.

KARL BORROMÄUS MURR



 kleine bayerische biografien

Ludwig I.

KÖNIGTUM DER WIDERSPRÜCHE

VERLAG FRIEDRICH PUSTET

Karl Borromäus Murr

**Ludwig I. Königtum der Widersprüche
(2012)**

Friedrich Pustet (TB 192 S./€ 16,95)

Regensburg 2025, 2. Auflage

Genre: Sachbuch

Wer sich an eine Biografie König Ludwigs I. von Bayern wagt, ist gut beraten, sich vor der Heldengeschichtsschreibung eines Herrschers in Acht zu nehmen, der doch mit großem Gepränge als selbstherrlicher Autokrat aufgetreten war. Es ist allerdings verführerisch, dem Reiz des vielfach gerühmten „Kunstkönigtums“ (Heinz Gollwitzer) dieses bayerischen Monarchen zu erliegen, der eine so ansehnliche Reihe von prächtigen Bauwerken und Denkmälern hinterlassen hat. Und ganz im Gegensatz zu seinem Enkel Ludwig II., der seine berühmten Königsschlösser als reine Privatbauten ausführte, hatte Ludwig I. von Beginn an auf die populäre Wirkung der von ihm inszenierten Kunst und Kultur gesetzt, die mit ihrer mythenstiftenden Kraft gleichermaßen

die Zeitgenossenschaft wie die Nachwelt beeindrucken sollten. In der Retrospektive verdeckt jedoch die Wertschätzung für diese ambitionierte Kunstpolitik nur allzu leicht den Blick auf den oft starren Konservatismus, aus dessen Geist diese Kunst gewordene Politik erwachsen war. Und nicht selten verstellen die auf Großartigkeit zielenden Bau- und Kunstwerke des Monarchen die nüchterne Sicht auf die eigentliche Realpolitik Ludwigs I., die in dem vorliegenden Buch vorwiegend interessieren muss. Jenseits der von Ludwig selbst geschaffenen Mythen sollen deshalb die genuinen politischen Leistungen dieses bayerischen Königs zur Darstellung kommen, der sich doch in Innen-, Bundes- und Außenpolitik umfassend betätigt und der mit den drängenden Fragen von Finanzen, Wirtschaft, Gesellschaft, Verkehr, Religion, Volksvertretung oder Verfassungsentwicklung gerungen hat. Sind die Widersprüche, die Ludwigs realpolitisches Handeln offenbarte, schon zahlreich genug, so vermehren sie sich

zusätzlich, wenn man die Symbol- mit der Realpolitik konfrontiert. (S. 9f)

Ludwig I. von Bayern aus dem Haus Wittelsbach wurde 1786 geboren und starb 1868; er regierte von 1825 bis 1848.

Ludwig I. ist bekannt durch seine Affäre mit der Tänzerin Lola Montez (eigentlich Elizabeth Rosanna Gilbert, 1821–1861), die ihn zur Abdankung zwang, und durch seine Förderung von Kunst, Bautätigkeit und Wirtschaft. Weniger bekannt ist sein politisches Wirken, das Karl Borromäus Murr in dem vorliegenden Werk in den Fokus rückt.

**WAS
IST
WAS**

ASTRONAUTINNEN UND ASTRONAUTEN

Volker Kratzenberg-Annies

*Flieg mit
ins **All!***



Volker Kratzenberg-Annies

Was ist was: Astronautinnen und Astronauten. Flieg mit ins All!

Tessloff (HC 48 S./€ 14,95)

Nürnberg 2025

Genre: Sachbuch

3... 2... 1.. Start!

Wir heben ab!

Feuer schießt aus den Triebwerken. Mit riesigem Lärm hebt die Rakete ab. Erst ganz langsam, dann immer schneller. Stell dir vor, du fliegst mit! Zusammen seid ihr vier Crew-Mitglieder. Ihr habt euch lange auf diesen Augenblick vorbereitet. Viel trainiert. Immer gemeinsam – ein tolles Team. Jetzt geht es endlich los!

Schwer wie Blei

Während die Rakete beschleunigt, also immer schneller und schneller wird, wirst du in den Sitz gedrückt. Wie beim Start eines Flugzeugs, nur viel stärker. Puh! Als ob du dreimal oder viermal mehr wiegen würdest als normal. Du spürst diesen gewaltigen Druck überall

am Körper. Wenn du den Arm heben willst, ist er schwer wie Blei. (S. 4)

Seit 1961, also fast schon fünfundsiebzig Jahre lang, erscheint die Reihe *Was ist was* im Nürnberger Tessloff-Verlag und hat unzähligen Kindern Fakten aus den verschiedensten Wissensgebieten mit Hilfe von vierfarbigen Illustrationen anschaulich nahegebracht.

2024 wurde die Reihe neu konzipiert, mit einem veränderten Layout, das auf attraktiven, großformatigen Photographien mit begleitendem Text basiert; sie trägt nun den Untertitel *Weil Wissen stark macht* und verzichtet auf eine durchgehende Nummerierung.

Der vorliegende Band beschäftigt sich mit der Weltraumfahrt; er erläutert, was Astronauten und Astronautinnen an fachlichen und körperlichen Voraussetzungen erfüllen müssen, und beschreibt detailliert den Vorgang einer Weltraumfahrt.

EVA ROSSMANN

GUT ABER
TOT

Ein Mira-Valensky-Krimi



- Folio Verlag

Eva Rossmann

Mira Valensky 18: Gut aber tot

Folio (HC 272 S./€ 22,00)

Wien Bozen 2016

Genre: Krimi

MÖRDERIN!

Rote Blockbuchstaben auf dem weißen Tor. Das R etwas verronnen, wie eine Blutspur, die sich nicht stoppen ließ. Ein Feme-Zeichen, eine Drohung.

Da passiert noch was. Ich denke es, ärgere mich darüber und sage zu Martina: „Immerhin haben sie die weibliche Form verwendet.“

Martina starrt mich empört an. „Weil sie ja so korrekt sind! Die wirklich Guten! Nur seltsam, dass sie dann mit Blut schreiben! Wo sie nicht einmal Milch trinken, um den armen Tieren nichts wegzunehmen!“

„Vielleicht ist es Menschenblut?“ Es sollte nach einem Witz klingen, nach etwas, das dem Ganzen diese eigenartige Dramatik nimmt. Es gelingt mir nicht. „V.A. – was bedeutet das?“ Ich

deute auf die beiden Buchstaben unter der Anklage.

„Die sind so feig, dass sie nicht einmal sagen, was es heißen soll. Vegane Anarchie, angeblich, oder Victory Animal oder sonst irgendwas. Vegane Arschlöcher, sagt Viktor. Wir lassen uns das nicht mehr länger gefallen! Jetzt ist Schluss! Die können nicht einfach hergehen und das Tor anschmieren und ...“
(S. 5)

Die Icherzählerin Mira Valensky arbeitet als Journalistin beim „Magazin“, ist liiert mit einem gewissen Oskar und betreut einen Kater namens Vui.

Hier wird sie gerade von der Weinbäuerin Martina Berthold zu Hilfe gerufen: Offenbar haben militante Tierschützer ihr Tor mit den Worten „Mörderin“ beschmiert, allem Anschein nach nicht mit Farbe, sondern mit Blut. Ein wenig seltsam ist das schon, weil Wein ja in der Regel streng vegan ist, aber vielleicht liegt es daran, dass Martina Mitglied bei den konservativen „Landsleuten“ ist? Der um Hilfe gebetene Rechtsmediziner Karl Simatschek stellt fest, dass es

sich bei dem Farbstoff um Theaterblut handelt – eine Sache, die eigentlich nicht so leicht zu beschaffen sein sollte.

Der nächste Vorfall trägt sich auf dem Gnadenhof „MitTier“ zu.

Ich sehe wieder hinüber zur Jacke mit Anhang, mache wieder ein paar Schritte. Es lässt sich nicht mehr anders deuten. Da liegt jemand im Gras. Jemand, der sich nicht bewegt. Die Jacke halb über den Kopf gezogen, das Hosenbein zerfetzt. Mir ist, als könnte ich Blut riechen. Blut schmeckt nach Eisen, hat Karl gesagt. Theaterblut. Vielleicht ist auch das Theaterblut. Bluttheater hier auf dem Gnadenhof? Wie ferngesteuert mache ich die nächsten Schritte. Das Hosenbein ist rot verklebt. Ich kann nicht anders, ich sehe hin: Dort, wo einmal ein Oberschenkel war, sind blutige Fleischfetzen, darunter eine weißliche Substanz, die ich für Knochen halte. Auch an den dichten grauen Haaren klebt Blut. Tot, tot, hämmert es in mir. (S. 37f)

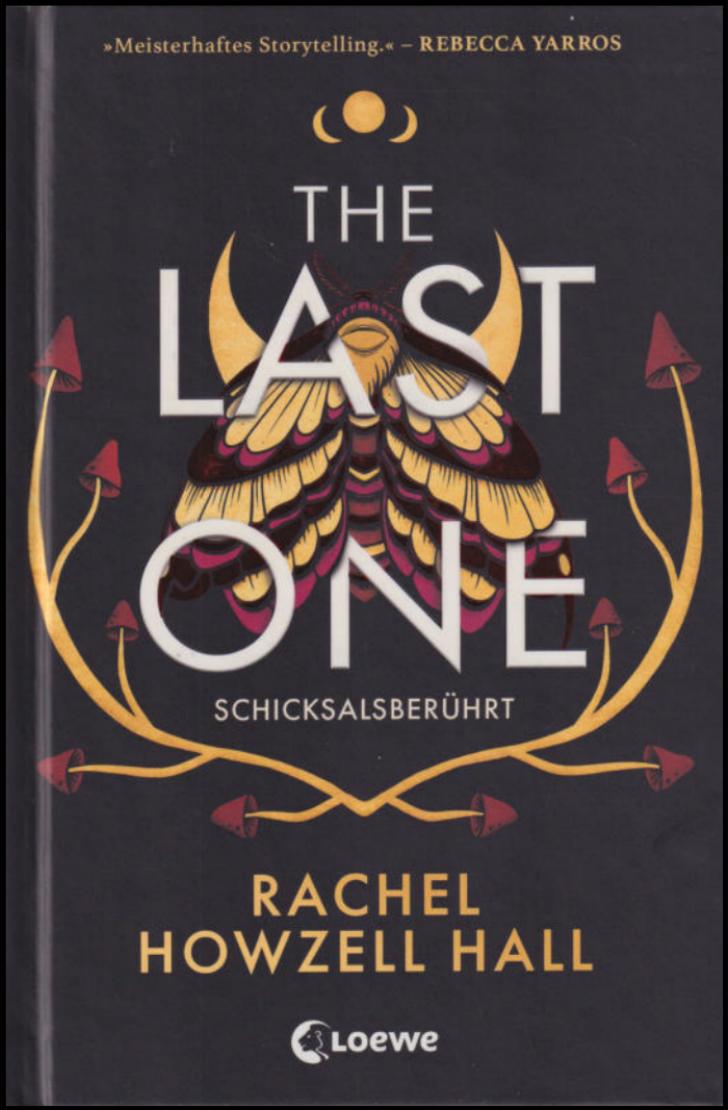
Hier liegt eine veritable Leiche. Sind die Tierschützer jetzt so fanatisch geworden, dass sie selbst einen Gnadenhof attackieren?

Gut aber tot ist ein vielschichtiger Krimi, der an aktuelle gesellschaftliche Probleme anknüpft.

Eva Rossmann (Geb. 1. Jänner 1962 in Graz) ist eine österreichische Schriftstellerin, Journalistin, Feministin, Verfassungsjuristin und Köchin. (Wikipedia)

»Meisterhaftes Storytelling.« – REBECCA YARROS

THE
LAST
ONE



SCHICKSALSBERÜHRT

RACHEL
HOWZELL HALL

 Loewe

Rachel Howell Hall [1970–]

Vallendor 1: The Last One.

Schicksalsberührt

(The Last One. Entangled, 2024)

Loewe (HC 656 S./€ 22,95)

Bindlach 2025

Aus dem Amerikanischen von Melanie

Fricke und Marion Herbert

Genre: Fantasy

Ich öffne die Augen und entscheide mich für Gewalt. Ich liege auf dem Rücken und eine Frau kniet auf mir. Mit ihrer blassen Hand umschließt sie meinen Hals. Sie riecht seltsam und widerlich süß. Das eigentlich Weiße ihrer großen blauen Augen ist gelb wie Stroh. Ihrer glatten Haut nach könnte sie neunzehn oder zwanzig sein. Ist sie eine Diebin? Eine Mörderin?

So oder so: Sie muss von mir runter. Also schlage ich mit einer Hand nach ihrem Ohr und greife mit der anderen nach ihren Fingern.

„Oh!“ Sie reißt die Augen auf und weicht meinem Schlag erfolgreich aus. Bei dem Versuch, sich wegzudrehen,

fällt sie auf mich. Sie schnappt nach Luft und ihr fauliger Atem steigt mir in die Nase.

Igitt! Ich muss würgen, dann presse ich ihre Hand zusammen.

Und breche ihr den kleinen Finger. Aber selbst da verzieht sie keine Miene. Nichts. Mit ihrer freien Hand greift sie rasch an meinen Hals. „Ha“, sagt sie grinsend. „Jetzt hab ich's doch gekriegt.“

Was hast du doch gekriegt?, will ich fragen, aber meine Zunge hängt schlaff in meinem Mund wie eine welke Lilie. Ich bringe kein Wort heraus, erst recht nicht fünf.

Die Diebin hält eine dicke, glänzende Goldkette hoch. Daran hängt ein goldener Nachtfalter mit rubinbesetzten Flügeln. (S. 17)

Die namenlose Icherzählerin erwacht, während eine Frau auf ihr kniet und sie würgt. Zwar gelingt es der Erzählerin, die Diebin abzuwehren, doch diese entkommt mit dem größten Teil der Kleider und einer Goldkette mit Medaillon.

Die Erzählerin bemerkt, dass sie jeglicher Erinnerung beraubt ist: Sie kennt nicht einmal ihren eigenen Namen. Sie folgt der Diebin, die eine leuchtende Spur hinterlässt – offensichtlich ist die Erzählerin übernatürlich begabt. Die Verfolgung endet in einem Dorf, dessen Bewohner einen ungewöhnlich ausgemergelten Eindruck machen und, nach ihrem bernsteinfarbenen Glühen zu urteilen, kurz vor dem Sterben stehen. Die Erzählerin erblickt die Diebin, wie diese im Begriff ist, die Kleider auf einem armseiligen Markt zu verkaufen, woraufhin sie sich auf die Übeltäterin stürzt.

Und dann berührt *noch etwas* Scharfes, Spitzes, Gefährliches meine andere Wange. Das ist nicht gut.

Dorfbewohner versammeln sich um uns. Alle glühen bernsteinfarben.

Für sie läuft es gerade auch nicht besonders gut.

Wird irgendjemand von uns diesen Tag überleben?

Einige Dorfbewohner schließen die Augen und beten:

„Höchster, vernichte diese Kreatur.“

„Verbanne sie aus unserer Nähe, in Deinem Namen ...“

Kalter Schweiß rinnt mir über die Stirn.

Vernichten? Sie beten für meinen Tod!

„Vertreibe dieses Ungeziefer von unserem Boden.“

„Schütze uns vor dieser Abscheulichen.“

Ich will einfach nur meine Sachen. Warum kann ich nicht einfach meine Sachen zurückhaben? Wieder dreht sich mir der Magen um und eine erneute Welle der Übelkeit zwingt mich, die Augen zu schließen.

„Noch eine Bewegung und du bist tot“, warnt mich der barsche Mann. „Also. Langsam. Nimm die Hände von ihr weg.“ Aber seine Stimme klingt nicht so kräftig wie seine Schwerter. (S. 31)

Die Dorfbewohner halten die Erzählerin für eine Ausgeburt des Bösen, wenn sie sich auch nicht darauf einigen können, von welcher Art sie ist, ob sie nun zu den Schlammkindern oder zu den Gorga gehört. Nebenbei stellt die Erzählerin fest, dass sie Ge-

danken lesen kann, also offenbar kein normaler Mensch ist.

Die Dorfbewohner wollen der Erzählerin den Garaus machen, aber ausgerechnet die Diebin Olivia und ihr Bruder, der Schmied Jadon Ealdrehrt, setzen sich für sie ein und nehmen sie bei sich auf.

Von ihnen erfährt die Erzählerin, dass sie sich im Reich Vinevridth des Königs Exley befindet, das der machtgierige Kaiser Syrus Wake von Brithellum zu unterwerfen beabsichtigt. Die Erzählerin, deren Name Kai ist, wie sich später herausstellt, ist bereit, den Dorfbewohnern im Kampf gegen das unaussprechlich Böse zu helfen.

Schicksalsberührt erzählt in einem interessanten Stil und mit neuen Variationen vom uralten Kampf des Guten gegen das Böse.

SARA LARSSON

**DEIN
STIMMEN
GEHÖRT**

THRILLER



**BASTEI
LÜBBE**

Sara Larsson [1973–]

Dein stummer Schrei

(Aldrig mer, 2018)

Bastei-Lübbe 17 923 (TB 462 S./€ 11,00)

Köln 2019

Aus dem Schwedischen von Corinna

Roßbach

Genre: Krimi

Sie sinkt in den Sitz zurück. Ihr Körper schmerzt vor Müdigkeit nach der langen Busreise von Bukarest nach Spanien. Die grellen Leuchtstoffröhren unter der Decke haben die ganze Nacht gebrannt und es unmöglich gemacht zu schlafen. Außerdem hat sie Angst gehabt, dass niemand sie bei ihrer Ankunft abholen würde, weil es ein Missverständnis gegeben haben könnte zwischen Cos-mina und deren Cousin Razvan, der Andreea einen Job versprochen hat. Doch als der Busfahrer sie an einer Haltestelle am Straßenrand abgesetzt hat, hat dort tatsächlich ein Mann auf sie gewartet. Er hat ihren Koffer in den Kofferraum seines alten, ramponierten Volkswagens geworfen und ihr befoh-

len, auf der Rückbank Platz zu nehmen. Anschließend ist die lange Reise weiter gegangen. (S. 7)

Die sechzehnjährige Rumänin Andreea ist auf dem Weg von Bukarest nach Spanien, wo sie eine gutbezahlte Stelle als Putzkraft erhalten soll.

„Wir sind gleich bei der Wohnung, in der du unterkommen wirst“, sagt er. „Im Kühlschrank ist Pizza, die kannst du dir warm machen. Nimm eine Dusche, und mach dich hübsch. Ich komme in ein paar Stunden zurück, dann geht's zur Arbeit.“ (S. 10)

Dass der Mann, der sie in Empfang nimmt, von ihr verlangt, sich hübsch zu machen, ist der erste Hinweis darauf, dass mit der versprochenen Arbeitsstelle etwas nicht stimmt.

Der Mann, der sie an den Haaren gezogen hat, nennt sie eine Hure. Sagt, dass sie ihnen zu Diensten sein wird. Verlangt Dinge, die sie nie zuvor getan

hat. Sie schüttelt den Kopf, sagt, dass alles ein Missverständnis sei, dass sie in einem Restaurant arbeiten solle. Da tritt er sie mit dem Knie in den Bauch, fest und schonungslos. Dann wiederholt er: Du bist eine Hure, verstehst du? Sie protestiert erneut. Diesmal tritt er sie mehrere Male hintereinander, ohne etwas zu sagen. Sie versucht, ihren Körper mit den Armen zu schützen, doch es ist vergebens. Jeder Protest ihrerseits führt zu neuen, immer brutaleren Schlägen. Er sieht aus, als genieße er es. Jedenfalls blitzen seine Augen jedes Mal, wenn sie schreit. Er nennt sie weiter eine Hure, ein Luder, eine Schlampe. Zum Schluss wimmert sie nur noch: „Nein!“ Als sie nach Luft schnappt, verlangt er, dass sie ihm nachsprechen soll.

Ich bin eine Hure.

Sie weigert sich. Er tritt sie wieder. Aus ihren Lungen zischt es, als sie auf die Matratze sinkt. Dann tut sie, was er gesagt hat. Sie presst die Worte hervor, sie bekommt kaum Luft.

Ich bin eine Hure.

Sie blickt auf Cosminas Cousin. Nennt ihn beim Namen. Raz-van. Flüstert, er solle den anderen erklären, dass es ein Irrtum sei. Dass sie als Kellnerin arbeiten solle. Deswegen sei sie nach Madrid gekommen. Doch Razvan wendet sich ab, antwortet nicht. Da verstummt sie.

Nachdem der dritte Mann ihr das Höschen heruntergerissen und seinen Penis von hinten in sie hineingestoßen hat, ist sie nur noch Schmerz. Sie weiß nicht mehr, wie oft sie vergewaltigt worden ist, fünfmal, vielleicht zehnmal. Irgendwann hat sie aufgehört, Widerstand zu leisten. Ins Dunkel gestarrt und sie machen lassen. Als sie fertig sind, ist ihr Gesicht von eingetrocknetem Sperma verklebt, das Laken verschmiert, ihr ganzer Körper wund.

„Jetzt zweifelst du wohl nicht länger daran, dass du eine Hure bist.“ (S. 44f)

Andreea wird von ihrem ersten „Kunden“ nicht nur brutal vergewaltigt, sondern auch schwer misshandelt, was nicht nur zu dessen Vergnügen geschieht, sondern auch einen Zweck erfüllt, nämlich dem Mädchen

ein für alle mal klar zu machen, dass sie von jetzt an eine Hure ist.

Ihre rumänische Kollegin Elena redet ihr gut zu, sich so bald wie möglich in ihr Schicksal zu fügen, doch Andreea hat die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage noch immer nicht begriffen.

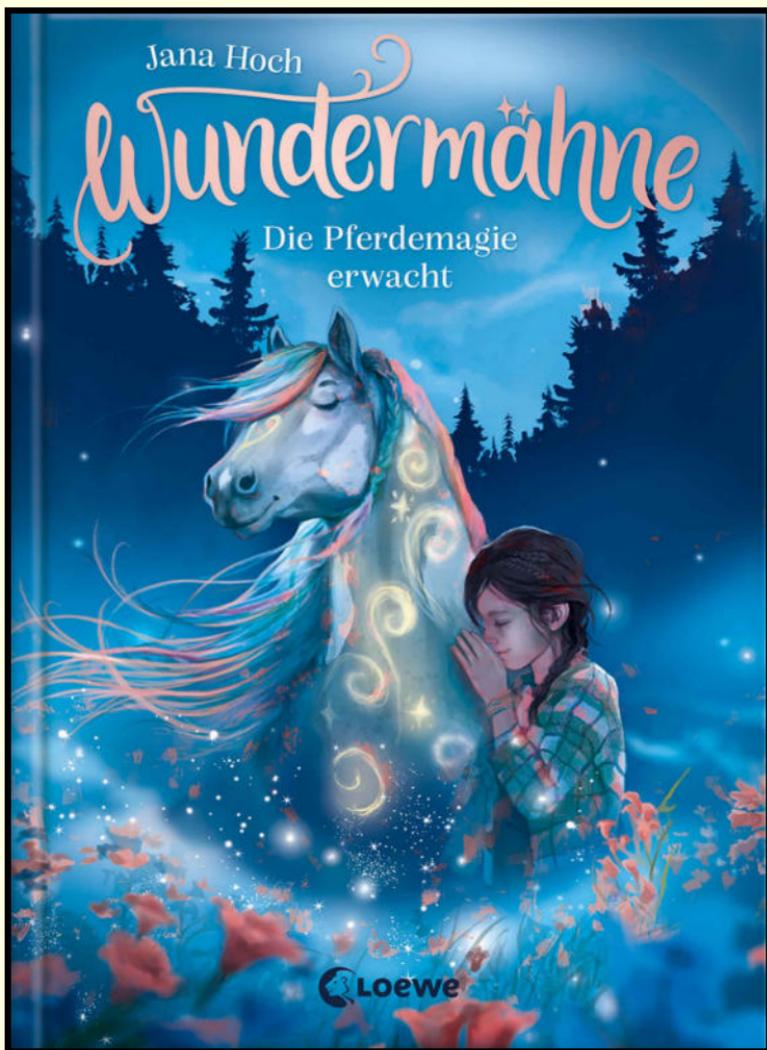
„Aber du kannst doch die Polizei rufen! Es ist illegal, Menschen zu verkaufen.“

Wieder lacht Elena dieses bittere Lachen.

„Die Polizei? Entweder sind die Polizisten selber unsere Kunden, oder sie werden von Marcel und seinen Kumpanen geschmiert. Außerdem, wer glaubt schon einer rumänischen Hure?“ (S. 55)

Nach einigen Wochen wird Andreea nach Schweden verfrachtet, wo man sich von ihr einen größeren Gewinn verspricht. Dort gibt es zwei Männer, Patrik und Ted, die sich für das Schicksal der ausgebeuteten Frauen einsetzen – aber werden sie Andreea noch retten können?

Dein stummer Schrei (Aldrig mer beziehungsweise „Nie wieder“ im Original) schildert äußerst eindringlich das Schicksal von jungen Frauen, die gegen ihren Willen zur Prostitution gezwungen werden. Die Handlung um Patrik und Ted ufert jedoch bedauerlicherweise zu sehr aus.



Jana Hoch

Wundermähne 1: Die Pferdemagie erwacht

Loewe (HC 120 S./€ 10,95)

Bindlach 2025, 2. Auflage

Illustriert von Marie Beschorner

Genre: Phantastik

Papas Apfelkuchen half jür gewöhnlich gegen alles: Schnupfen, Albträume, Traurigkeit und auf jeden Fall gegen schlechte Laune. Aber heute half er gegen gar nichts. Besonders nicht gegen die Wut, die Elli empfand, während sie mit ihren Eltern und ihrer großen Schwester Paula am Gartentisch saß. Es war das erste Wochenende der Sommerferien und die Nachmittagssonne tanzte nur so über ihre Gesichter. Doch auch das konnte die ungunen Gefühle nicht vertreiben, die Ellis Bauch fest zusammenzogen.

Denn Mama und Papa hatten gerade verkündet, dass Paula ab sofort Reitstunden nehmen durfte. (S. 9)

Elli ist untröstlich, weil ihre ältere Schwester Paula in den Sommerferien Reitstunden

nehmen darf und sie nicht. Zum Glück weiß ihre künstlerisch aktive Oma, das Elli für ihr Leben gern malt, und schenkt ihr aus ihrem reichhaltigen Vorrat die nötigen Utensilien.

„Das sind meine Lieblingsfarben“, flüsterte Oma ihr zu und griff nach einem der Gläschen. „Ich benutze sie nur, wenn ich meine absoluten Herzenswünsche male.“

„Und ich darf sie benutzen?“

Oma nickte. „Aber sei sparsam damit, besonders mit der funkelnden Farbe. Die ist äußerst selten, und wenn sie einmal aufgebraucht ist, kann man sie nicht ersetzen.“ (S. 21)

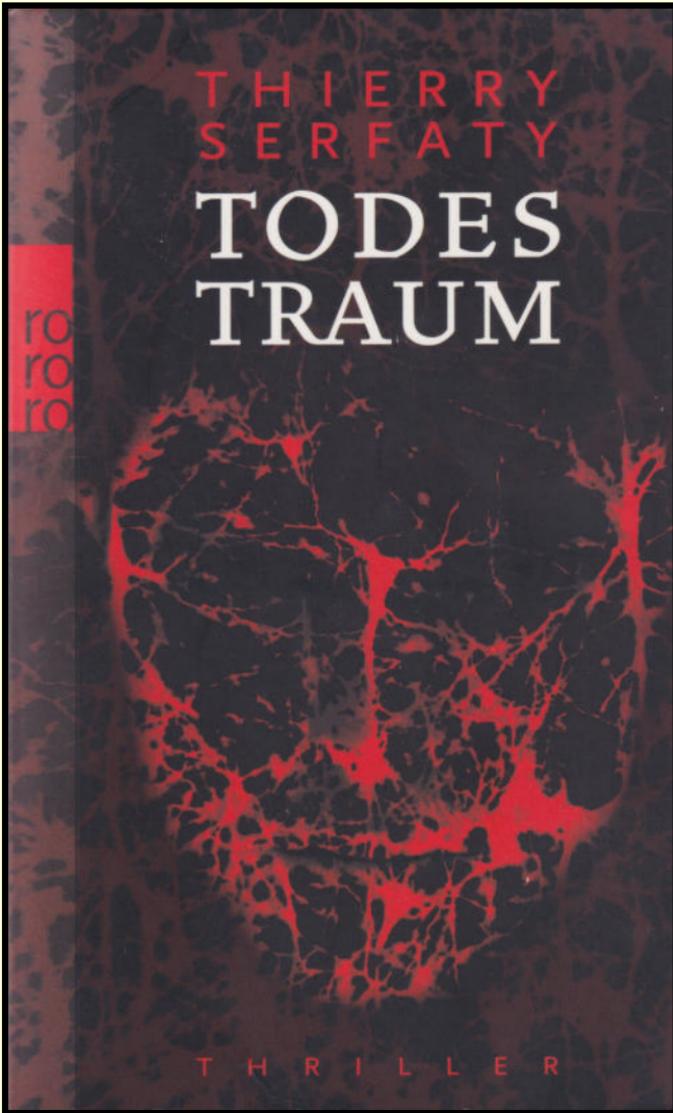
Und so malt sich Elli ihren Traum, nämlich einen silbergrauen Schecken, den sie mit der schimmernden Farbe aus Omas seltenstem Glas verziert.

Vorsichtig stellte sie das Glas mit der Muschelfarbe wieder zurück zu den anderen. Gerade noch rechtzeitig. Denn auf einmal wurde ihr schwindelig. Alles um sie herum begann, sich zu drehen.

Schneller und immer schneller! Omas Malwerkstatt verschwamm zu einem Strudel aus Farben und Elli wurde mitgerissen. (S. 26)

Und ehe Elli sich versieht, wird sie in eine Traumwelt gerissen, wo sie ihren Schecken Wundermähne lebendig vorfindet. Sie kann sogar hervorragend reiten und freut sich über ihr Abenteuer, bis sie von einem misstrauischen Jungen namens Liron, der sich der Hüter der Zauberpferde nennt, aufgehalten wird. Liron erklärt Elli, dass sie sich dem Drachen der Wahrheit stellen muss.

Die Pferdemagie erwacht ist ein herzerwärmendes Wohlfühlbuch über die unglaublichen Abenteuer eines kleinen Mädchens in einer wundersamen Traumwelt.



Thierry Serfaty [1967–]

Todestraum

(*La nuit interdite*, 2006)

rororo 24 500 (TB 444 S./€ 8,90)

Reinbek bei Hamburg 2007

**Aus dem Französischen von Annette
Lallemand**

Genre: Science Fiction

Er lag auf dem Bett, den Blick zur Decke gerichtet.

In dem Halbdunkel leuchteten die Elektroden wie helle Flecken auf seinem verschatteten Gesicht. Bunte Kabel verliefen zu Schädel, Augen, Kinn, Hals. Andere Bänder umspannten den Körper zur Überwachung von Herzschlag, Blutdruck und Atemfrequenz. Ein gefangener, vom Geist losgelöster Körper: Sobald man den einen an die Maschinen anschloss, entwich der andere. Die Schwester reichte ihm die Maske und den Kopfhörer. Laurent rührte sich nicht. Sie setzte sie ihm schließlich selbst auf und verließ das Schlaflabor.

Auf der anderen Seite der getönten Scheibe beobachtete Stefania ihren Mann.

„Die letzten Nächte zu Hause hat er insgesamt nicht mehr als fünf Stunden geschlafen.“

„Das haben wir nicht von ihm verlangt“, sagte der Mann im weißen Kittel.

„Es ist ihm egal, was man von ihm verlangt. Er hört es nicht einmal. Er ist unruhig, es geht ihm schlecht. Diese Halluzinationen, permanent...“

Sie drehte sich zu Vullierme um.

„Die Therapie sollte ihm doch guttun.“

„Alle Therapien sollen guttun. Mit ein bisschen Geduld natürlich. Und keine Therapie ist unfehlbar.“ (S. 13f)

Die Ärztin Stefania Strelli behandelt in Klinik Fondation Mankiewicz zusammen mit Dr. Vullierme ihren eigenen Gatten, den Künstler Laurent, der unter schwerwiegenden Schlafstörungen und Alpträumen leidet. Mittels eines fortschrittlichen Enzephalogramms werden in der Nacht seine Träume aufgezeichnet und ihm am nächsten

Tag zu Therapiezwecken wieder vorgespielt.

Eines Nacht beobachtet Schwester Anita besorgt ihren verstörten Patienten.

Der Bildschirm alarmierte sie zuerst. Die Kurven des EEGs ... sie hatte schon so viele gesehen wie in diesem Beruf kaum jemand sonst. Aber keine von denen hatte dieser hier im Entferntesten geähnelt: eine riesige, unregelmäßige Amplitude, ein anarchisches Gebilde – so als sei der elektronische Cursor verrückt geworden, ein Spielzeug in den Händen eines Kindes. Anita stürzte zur Glasscheibe.

Was sie dort sah, erschien ihr noch beunruhigender: Laurent Strelli, der für gewöhnlich wie versteinert unter seinen Laken lag, bäumte sich auf wie vom Teufel besessen. Sein Körper krümmte sich zusammen und entspannte sich wieder, erfasst von einem beängstigenden Zittern. Reflexartig eilte sie zur Tür. Oft beruhigten eine sanfte Hand, ein kurzes Erwachen oder ein beschwichtigendes Wort den Schlafenden wieder.

Ruckartig drehte sie sich zum Bildschirm um: Die rote Linie verlief seit zwei Minuten und vierunddreißig Sekunden außerhalb des Normbereichs. Die Bilder der Therapiestunde liefen vor den geschlossenen Lidern in der Maske ab, der Ton drang über den Kopfhörer in den Schlaf des Patienten ein. Die Worte von Dr. Vullierme kamen ihr in den Sinn: Kein Eingreifen, so lautete seine Anweisung. Schon gar nicht während der Übertragung der Therapiesitzung. (S. 13f)

Diese Nacht hat Laurent in der Klinik ein verheerendes Erlebnis: Er träumt, dass ein Einbrecher in sein Haus eindringt und zuerst seine Frau und dann seine einjährige Tochter Lea tötet.

Eine behandschuhte Hand greift nach einem Stofftier. Das Licht wirft einen blassen Schimmer auf den Säugling. Die Hand sucht nach dem richtigen Winkel, der idealen Position. Schließlich drückt sie das Stofftier gegen die Stirn. Der kleine Körper spannt sich an. Die andere

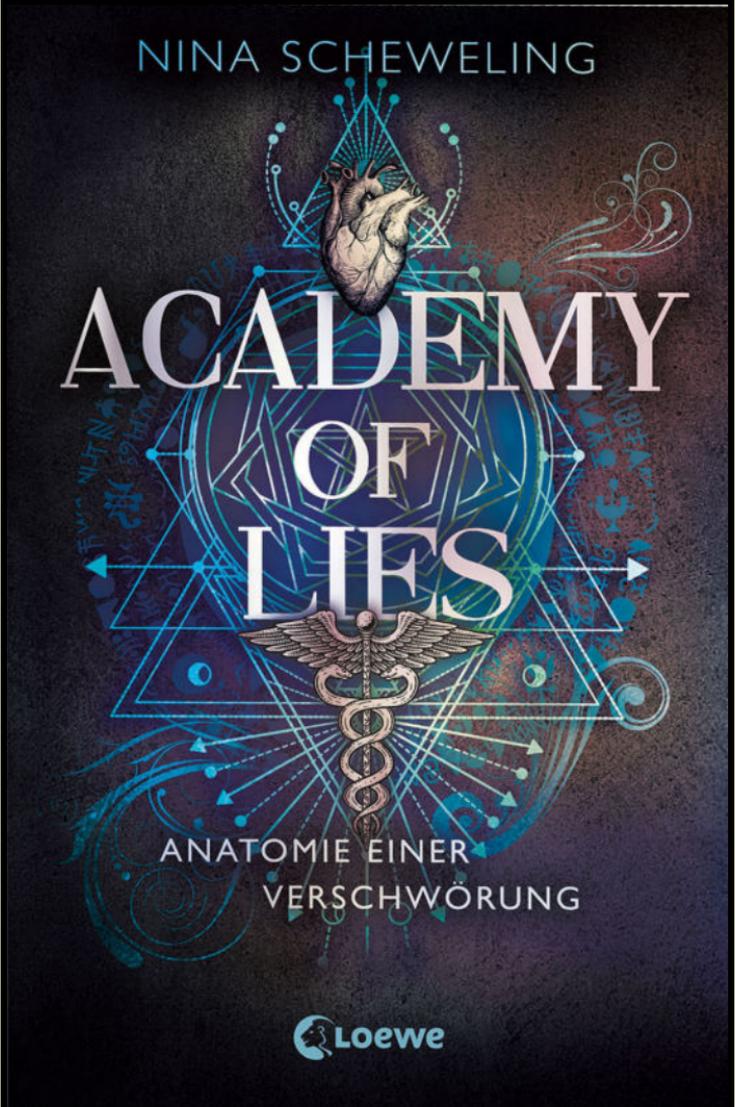
Hand drückt den Lauf der Waffe in das synthetische Fell. Ein Klicken, ein erstickter Knall.

Weißes Licht, rotes Laken. Der Mörder beugt sich hinunter. Sein Gesicht erscheint im Licht. Dann ist es wieder dunkle Nacht. (S. 26)

Laurent verlässt in panischer Angst die Klinik und eilt zu seinem Haus, das er in Flammen vorfindet. Er dringt in das Haus ein und wird ohnmächtig. Man kann ihn zwar retten, aber er bleibt in einem Koma gefangen.

Todestraum spielt mit Elementen des Übernatürlichen, der Science Fiction und des Horrors, mit dem Ziel, nicht nur den armen Laurent, sondern auch den Leser in Angst und Schrecken zu versetzen.

NINA SCHEWELING



ACADEMY
OF
LIES

ANATOMIE EINER
VERSCHWÖRUNG

 Loewe

Nina Scheweling [1980–]

***Academy of Lies 1: Anatomie einer
Verschwörung***

Loewe (PB 400 S./€ 16,95)

Bindlach 2025, 2. Auflage

Genre: Medizin-Thriller

Mein Name ist Quinn Schreiber, ich bin achtzehn Jahre alt, und wenn alles seinen normalen Gang geht, werde ich bald sterben.

In meiner Kindheit habe ich mir mein Herz immer wie das rote Plüschherz vorgestellt, das ich einmal im Schaufenster eines Kaufhauses gesehen hatte. Später, als mein Herz anfang, mühsamer zu schlagen, kam es mir vor wie ein Stein, hart und tonnenschwer, der mich langsam, aber sicher in die Tiefe zog. Heute weiß ich es besser.

Das Herz ist eine Ansammlung von Zellen: ein Muskelschlauch, der am zweiundzwanzigsten Tag der Schwangerschaft anfängt zu schlagen; der sich ausdehnt, teilt, sich umbaut in ein komplexes System aus Vorhöfen und Herzkammern, Klappen, Knoten, Venen

und Arterien, bis es irgendwann so groß ist wie die Faust seines Besitzers und so viel wiegt wie drei Tafeln Schokolade. (S. 8)

Quinn Schreiber erkrankte im Alter von acht Jahren an einer Herzmuskelentzündung so schwer, dass man ihr ein Spenderherz einsetzen musste.

Mit sechs hatte ich eine Herzmuskelentzündung, die die Ärzte nicht in den Griff kriegten. Mein Herz wurde immer schwächer, bis es schließlich ganz aufgab. Mit acht habe ich ein neues bekommen. Im Schnitt halten implantierte Organe etwa zehn Jahre durch, meins ist also ab sofort überfällig. Und meine Kombination aus seltener Blutgruppe und negativem Rhesusfaktor führt dazu, dass die Chance auf ein weiteres Spenderherz bei circa null liegt. (S. 12)

Da sie weiß, dass ein fremdes Herz in der Regel nicht viel länger als zehn Jahre seinen Dienst tut, und da die Wahrscheinlichkeit, dass sie angesichts ihrer seltenen Blut-

gruppen-Kombination ein neues Organ gespendet bekommt, äußerst gering ist, rechnet sie, achtzehn Jahre alt geworden, mit ihrem baldigen Tod. Die ihr verbliebene Zeit will sie jedoch nutzen, sich so viel Wissen über Medizin anzueignen, wie es nur möglich ist. Daher studiert sie an der elitären Wilhelm-Schreiber-Akademie, die von ihrem Großvater gegründet worden ist.

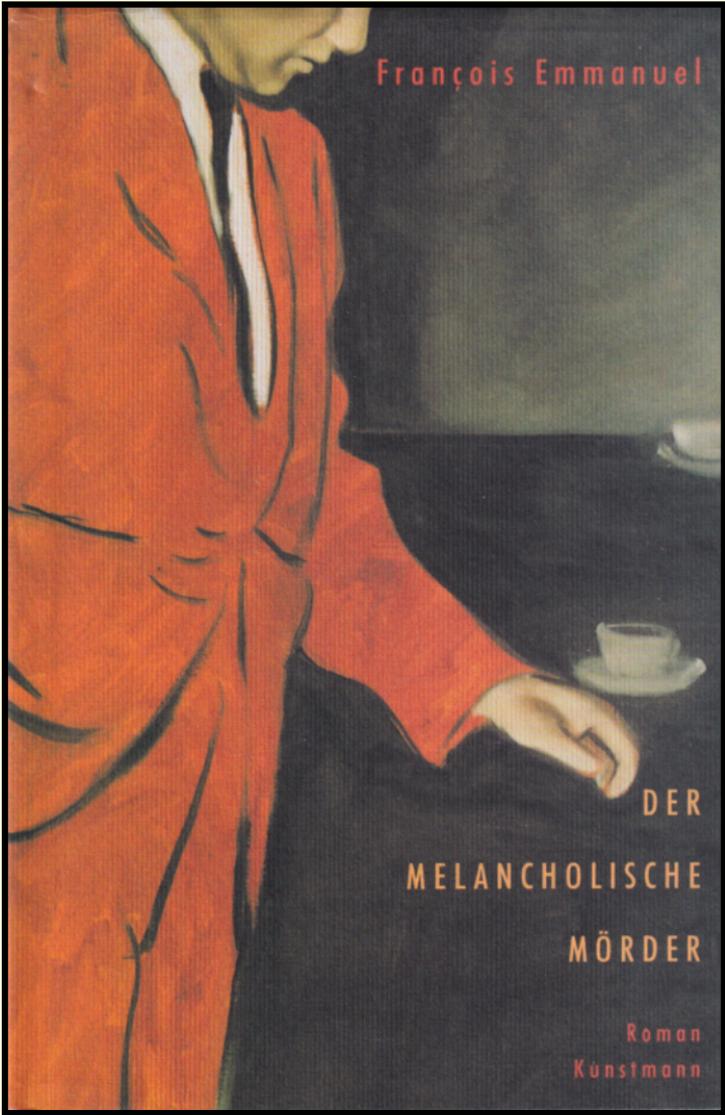
Plötzlich verstehe ich es – verstehe, was den Knall verursacht hat, verstehe, warum mein Herz so aufgeregt ist und immer schneller schlägt, während alles andere in mir erstarrt. Der Umriss auf der Treppe ist ein Mann, und unter seinem reglosen Körper sickert Blut hervor, das die Stufen in ein dunkles, glänzendes Rot taucht. (S. 14)

Ausgerechnet der neue Rektor der Akademie, Johann Sailer, wird von einem Unbekannten erschossen. Quinn hat einen Vermummten weglaufen sehen, konnte ihn jedoch nicht erkennen.

Nun beginnen weitreichende Ermittlungen, in die sogar Quinns älterer Bruder Flo-

rin einbezogen wird; auch Quinn kann es sich nicht verkneifen, auf eigene Faust Nachforschungen anzustellen.

Anatomie einer Verschwörung ist ein aufregender Thriller, in den die Autorin sehr viel medizinisches Fachwissen einfließen lässt.



François Emmanuel [1952–]

Der melancholische Mörder

(Le tueur mélancolique, 1995)

Antje Kunstmann (HC 208 S./€ 19,90)

München 2002

**Aus dem Französischen von Bernd
Wilczek**

Genre: Philosophischer Krimi

Menschen umzubringen, ist nie meine große Stärke gewesen. Was ich auch mache, ich bin und bleibe unbeirrbar gutherzig. Nicht einmal in meinen ärgsten Träumen schwinge ich Fleischermesser oder Opferdolche. Hass liegt mir nicht. Wenn ich abends in den trunkenen Augen meiner Zufallsbekanntschafte(n) am Tisch ein blutrünstiges Leuchten sehe, suche ich mir sofort andere Gesellschaft und verschwinde dann, ohne auf mein Wechselgeld zu warten.

Sicher gibt es in meiner Vergangenheit irgendeinen verborgenen Grund für meine chronische Sanftmut. Ich sehe mich als Kind am Fuß eines blutverschmierten Tisches stehen. Mein Großvater hat gerade mit einem Axthieb die

Luftröhre eines hechelnden Riesentrut-
hahns geöffnet, und dabei sagt er:

„So ist das Leben, mein Kleiner. So ist
das Leben ...“ (S. 7)

Der Icherzähler Leonard Gründ hatte als
Versicherungsvertreter nicht viel Erfolg
und nimmt daher dankbar eine Kleinanzei-
ge zur Kenntnis, in der ein Privatdetektiv
namens Anatol Stukowski einen Privatsek-
retär sucht.

Gründ wird tatsächlich angestellt, muss
allerdings neben seiner normalen Sekre-
tärsarbeit auch undurchsichtige Aufträge
ausführen, wie man sie eher einem Spion
erteilen würde.

An einem solchen Mittag nahm er
mich mit seiner lauten Stimme ganz
beiläufig und sanft an den Haken:

„Sagen Sie mal, Grund, haben Sie
schon einmal jemanden getötet?“

„Wie bitte?“

„Getötet.“

„Ich bin mir nicht sicher, ob ich Ihre
Frage richtig verstanden habe, Mr. Stu-
kowski ...“

„Haben Sie schon einmal einen Menschen getötet?“

„O nein ... Nicht dass ich wüsste ...“

„Sie haben recht, dass Sie vorsichtig sind. So etwas kann ganz schnell passieren ...“ (S. 19)

Dass Stukowski seinen Sekretär fragt, ob er schon einmal einen Menschen getötet hat, ist ein beunruhigendes Vorzeichen. Bald darauf erbittet Stukowski einen kleinen Gefallen: Gründ soll den obdachlosen Alkoholiker Abimaël Green vergiften.

„Und was passiert danach, Mr. Stukowski?“

„Wie, was passiert danach?“

„Anschließend, danach eben, wenn er getrunken hat...“

„Nun, er wird weiter trinken. Was sollte er sonst tun? Er wird sich daran erinnern, dass Sie ihm ein zweites Glas versprochen haben. Und Sie verlassen sich auf sein gutes Gedächtnis. Er wird auf Ihre Gesundheit, auf Ihre Lieben, auf Wien, auf das Glück und auf die Musik trinken ...“

„Und am nächsten Tag?“

„Ich verlange nicht von Ihnen, dass Sie am nächsten Tag noch da sind. Sie sind am Vortag da, und das ist nun wirklich genug. Jeder übernimmt seinen Part. Ich bin ein Verfechter der Arbeitsteilung.“

„Darf ich fragen, Mr. Stukowski, ob dieser Mann am nächsten Tag noch lebt?“

„Oh, das ist nun wirklich eine gewichtige Frage. Werde ich morgen noch leben, und Sie, Grund, werden Sie morgen oder übermorgen noch leben. Wer weiß das schon? Das ist das große Geheimnis der Vergänglichkeit ...“ (S. 47)

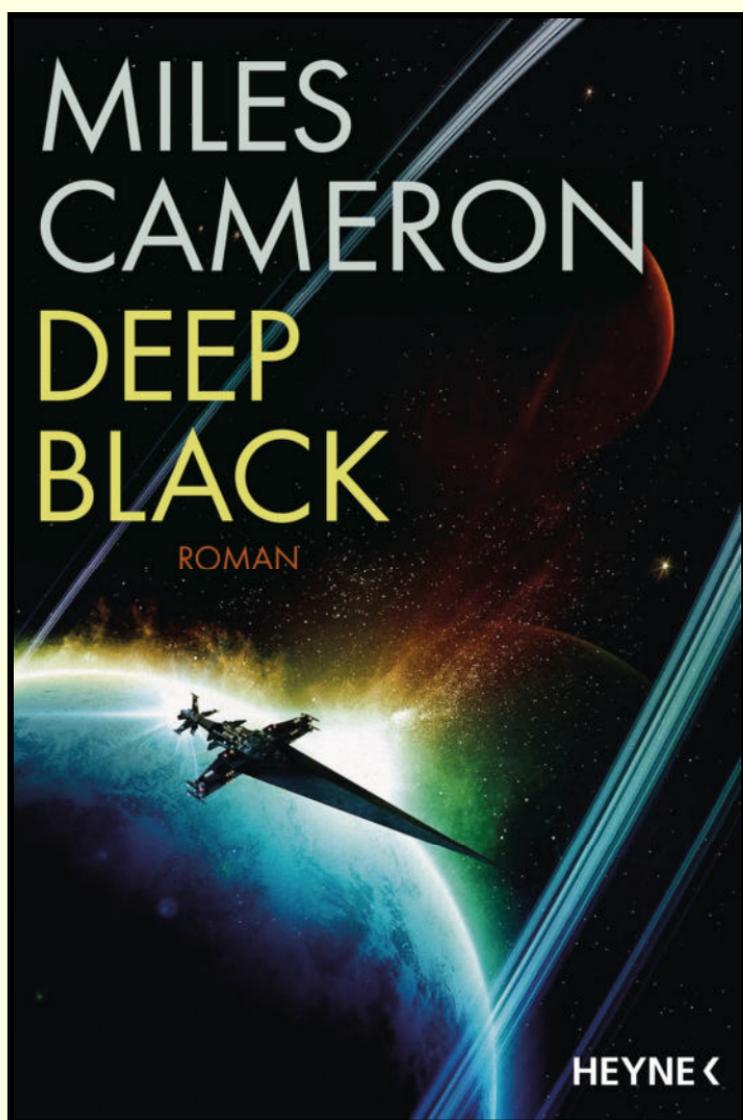
Gründ findet Green, der sich als weiser Straßenphilosoph entpuppt. Obwohl Green von den Mordabsichten weiß, freunden sich die Beiden an.

Und während Gründ das Gift zurückhält, gibt Green seinem potentiellen Mörder ein geistig stimulierendes Getränk, das dessen inneres Auge öffnet.

Ab dem dritten Schluck passierte etwas Eigenartiges mit einem: Das Feuer ver-

größerte sich sichtbar, es spie jetzt goldene Flammen, die sich im gesamten Rumpf ausbreiteten und als glühende Lava von den Decken und Wänden tropfte. Der Raum verwandelte sich in eine brennende Kathedrale, deren sämtliche Orgelpfeifen sie erbeben ließen. Die Gesichter Abimaëls und der Indianerin flackerten in der Gluthitze. Ich sah ihre geschwollenen Lippen, ihre Augen wie Steine auf dem Grund klarer Bäche, aquamarin die Augen des einen, dunkel glänzend die der anderen, ich sah ganz deutlich das Blut unter ihrer durchsichtigen Haut pulsieren, ihre sehr weißen Emailzähne, ihr Lächeln, das dem Schnee in der Sonne glich, etwas, das eine Art Seelenstrom zu sein schien, der mich plötzlich ganz leicht, rege und vergesslich machte, wobei ich wie ein trunkener Schmetterling unter den Gewölben umherflatterte ... (S. 75)

Der melancholische Mörder ist eher ein philosophisch-esoterisches Stimmungsbild als ein konventioneller Krimi, auch wenn das Opfer am Ende seinen Tod findet.



Miles Cameron

Artifact Space 2: Deep Black

(Deep Black, 2024)

Heyne 32 366 (PB 604 S./€ 18,00)

München 2025

Aus dem kanadischen Englisch von

Bernhard Kempen

Genre: Science Fiction

„Morosini?“

„Wie kann ich Ihnen helfen?“

„Geschieht gerade irgendetwas im realen Weltraum, das ... Alarm auslösen könnte? Bei den Seesternen?“

„Nein.“

N'baro blieb nur ein kurzer Moment, um zu seufzen, dann sagte Morosini: „Ja.“

Rote Lichter blinkten, und außerhalb der Handelsschleuse war das Kreischen von Alarmsirenen zu hören.

„Gefechtsbereitschaft“, sagte Nbaro. Dann kontaktierte sie Morosini. „Was ist passiert?“

„Ein unbekanntes Raumschiff ist ins System gesprungen. Es bewegt sich sehr

schnell. Die Athen wurde in volle Alarmbereitschaft versetzt.“

Nbaro betrachtete die Anzeige, die Morosini ihr dankenswerterweise zur Verfügung stellte. Es war fast genauso, als würde man einen Bildschirm in der Raumflugkontrolle sehen, ihr üblicher Posten, wenn sie nicht flog. Die Geschwindigkeit des Objekts war unglaublich: mehr als 0,6 c. (S. 49)

Wir befinden uns im interstellaren Reich „Direktorat Menschlicher Korporationen“ bei der Station „Trade Point“, sieben Tage nach einer schweren, jedoch siegreichen Raumschlacht. Hier liegt das Großraumschiff „Athen“; sie hat die Form einer neun Kilometer langen Pyramide mit einer vergleichsweise schmalen Basis und ist dafür gebaut, Passagiere und Waren zwischen den bewohnten Welten zu transportieren. Insbesondere soll die Athen Xenoglas beschaffen, das zur Raumfahrt unerlässlich und nur auf Trade Point erhältlich ist.

Eben befragt die junge Offizierin Marca Nbaro die Schiffsintelligenz Morsini wegen einer ungewöhnlichen Beobachtung: Ein

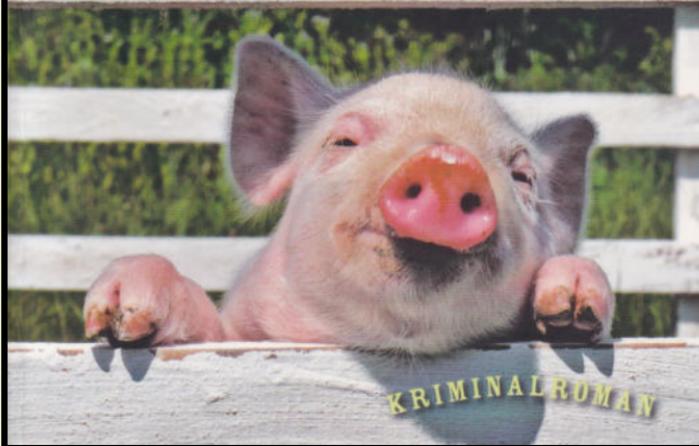
Schiff der PTX – Pû Tiân Xià, ein zweites großes menschliches Sternenreich – rast mit unglaublicher Geschwindigkeit an Trade Point vorbei; es ist offensichtlich, dass das Schiff nicht mehr zu retten sein wird, da es alle Energie für die Beschleunigung verbraucht und keine mehr zum Abbremsen übrig hat. Welche unglaubliche Gefahr mag den Kommandanten zu dieser Aktion bewogen haben?

Deep Black ist eine unterhaltsame Space Opera, die Miles Cameron mit vielen Worten auszuschnücken versteht.

SUSANNE HANIKA

Und führe uns
nicht in
Versuchung

PIPER



KRIMINALROMAN

Susanne Hanika

Lisa Wild 3: Und führe uns nicht in Versuchung

Piper 30 072 (TB 288 S./€ 9,99)

München 2013, 2. Auflage

Genre: Krimi

Die folgenden Erlebnisse kann ich auch nur darauf zurückführen, dass ich durch diesen Kiefernadelduft derart euphorisiert war, dass ich überhaupt nicht mehr mitdachte. Denn mitten während meiner rasanten und holprigen Fahrt über die ganzen Kiefernwurzeln klingelte plötzlich ein Handy. Ich machte sofort eine Vollbremsung, obwohl ich genau wusste, dass es nicht mein eigenes Handy war. Ich hätte mir nämlich niemals bei jedem Anruf Mozarts „Alla turca“ vordudeln lassen. Das Handy klingelte genau aus der Richtung, wo der kleine Fußweg abzweigte. Und es klingelte so penetrant weiter, als wäre der Besitzer nicht in seiner Nähe.

Da hat doch jemand das Handy verloren, dachte ich mir stillvergnügt. Ich legte mein Fahrrad neben den Weg und

stapfte den kleinen Pfad entlang in den Wald hinein. Nichts macht mehr Spaß, als das Zeug von anderen Leuten zu finden. Das war ähnlich euphorisierend wie Kiefernadelduft oder ein so richtig fetter Döner. (S. 9)

Die junge Lisa Wild arbeitet als Journalistin in einer ungenannten bayerischen Kleinstadt. Während sie gerade durch den Wald radelt, weil ihr Auto in Reparatur ist, hört sie ein Handy am Wegesrand klingeln.

Das Display zeigte einen Anruf in Abwesenheit an. Wahrscheinlich von seinem eigenen Besitzer, mutmaßte ich, als ich es in die Hand nahm. Der radelte jetzt bestimmt durch die Gegend und rief sich ständig selbst an. Diese Vorstellung fand ich unglaublich komisch, ich musste ein ziemlich blödes Grinsen im Gesicht haben, so sehr amüsierte ich mich. Im selben Moment sah ich, dass der vermutliche Besitzer gar nicht so weit weg war. Zumindest lag eine wächserne Hand keine zehn Zentimeter vom Handy entfernt im Gras. Ich hatte

noch immer ein blödes Grinsen im Gesicht.

Ich hatte mir im letzten Jahr viel vorgenommen. Eines der wichtigsten Dinge war, dass ich in meinem ganzen Leben keine Leiche mehr finden wollte. Wenn ich eine fand, dann wollte ich mich nicht übergeben. Falls doch, dann wenigstens so weit entfernt, dass keiner auf die Idee kam zu untersuchen, ob die Kotze von mir stammte.

Auf einen Schlag waren alle drei guten Vorsätze beim Teufel. Denn ich konnte nicht so schnell weglaufen, wie ich gehofft hatte. Mit zusammengekniffenen Augen würgte ich meine letzte Mahlzeit – eine Leberkässemmel – hervor und torkelte noch ein paar Meter, bis mir die Füße den Dienst versagten. Ich versuchte am Boden sitzend so etwas wie Kopf-zwischen-die-Beine-Stecken zu produzieren, was bestimmt sehr seltsam aussah. (S. 10f)

Lisa hält sich für einen Pechvogel, weil sie seit einiger Zeit immer wieder Leichen findet, was in ihr den Drang zum Erbrechen

auslöst. Diesmal ist es noch ärger als sonst, weil hier gleich zwei Tote liegen, nämlich der Roidl Anton und seine Frau Marlis.

Natürlich hat so ein Leichenfund auch sein Gutes für eine Journalistin, weil er Stoff für Artikel liefert – und in Lisa wie gewohnt den Ehrgeiz entfacht, zusammen mit ihrem Lebensgefährten, dem Kriminalhauptkommissar Max Sander, den Mörder zu entlarven. Natürlich brodelte es im Ort sogleich in der Gerüchteküche wie wild, und Jeder will etwas wissen über die Umstände des Mordes. Auch wenn sich die einzelnen Vermutungen vehement widersprechen, versucht Lisa dennoch, aus all den Äußerungen das kleine Körnchen Wahrheit herauszufiltern.

Und führe uns nicht in Versuchung ist ein sowohl amüsanter als auch spannender, wenn auch etwas langatmig geratener Regionalkrimi.



Karla & Jörg Weigand (Hrsg.)

Scharfzahn, Elf und das Mondscheinprinzesschen

Märchen & märchenhafte Geschichten

Außer der Reihe

p.machinery

Karla & Jörg Weigand, Hrsg.
Scharfzahn, Elf und das
Mondscheinprinzeßchen. Märchen &
märchenhafte Geschichten
p.machinery Außer der Reihe 95
(PB 276 S./€ 23,90)
Winnert 2025
Genre: Phantastik

Märchen sind uraltes menschliches Kulturgut; Wurzeln solcher mündlich überlieferten Volkserzählungen sind bis zu 6.000 Jahre alt. Märchen erzählen von erstaunlichen, wundersamen Ereignissen, in denen fantastische Elemente vorkommen. Und Märchen seien reine Erfindung. So die Definition der Märchenforscher, die damit Märchen von allerlei anderen Erzählungen wie Sagen, Legenden, Mythen abgrenzen. Dass es allerdings zwischen all diesen Erzählformen nicht zu verleugnende Überschneidungen gibt, wird dabei weitgehend au'ier Acht gelassen. Denn so manche Legende oder Sage beruht keineswegs auf Tatsachen und inwieweit Mythen auf Realität aufbauen,

kann nur bezweifelt werden. Andererseits verarbeiten auch Märchen Fakten ihrer Entstehungszeit, etwa soziale Zustände, familiäre Gegebenheiten oder Herrschaftsformen.

Stimmt diese einschränkende Feststellung bereits für die sogenannten Volksmärchen, wie sie die Brüder Grimm gesammelt und bearbeitet haben, so trifft das im Besonderen auf das moderne Kunstmärchen zu, das Literaten eher als märchenhaft ausgestattete Erzählung zu Papier gebracht haben und weiter niederschreiben.

In diesem Sinne ist hier Märchenhaftes zusammengetragen worden, verfasst von Autoren und Autorinnen, die sich von germanistischen Definitionen nicht irritieren lassen: ein bunter Strauß, ein Kunterbunt aus klassischem Märchen, Sagen, Legenden und Mythos. (S. 2, „Vorbemerkung“)

Karla und Jörg Weigand haben in dem Band *Scharfzahn, Elf und das Mondscheinprinzeßchen* sechsunddreißig märchenhaft-phantastische Geschichten von Autoren un-

serer Zeit sowie einen Klassiker zusammengetragen.

Es war einmal ein kleines Mädchen, das war überaus neugierig. Wo es ging und stand, guckte es hinter die Büsche und riss die Ecken der Tapeten ab, um zu sehen, was wohl dahinter und darunter wäre, und es konnte an keinem abgeschlossenen Kasten vorbeigehen, ohne den Schlüssel im Schloss zu probieren. Nun war es eines Nachmittags allein zu Hause (die Eltern waren zum Kaffee zu jemand anderem gegangen) und wie es seine Art war, fing es sofort an, in der ganzen Wohnung nach Geheimnissen zu stöbern. Es machte alle Flaschen im Badezimmer auf – sogar die mit dem Totenkopf auf dem Etikett! -und schnupperte daran, bis es an eine kam, deren Duft in der Nase biss. Dann blätterte es im Wohnzimmer das ganze Familienalbum durch und sah sich alle die verblichenen Onkel und Tanten und Vettern und Kusinen an. Zuletzt ging es an den Bücherschrank – den hob es sich immer bis zuletzt auf, weil er so beson-

ders verboten war. (S. 15, „Das Wehe-Buch“ von Barbara Büchner)

Wenn die Eltern nicht zu Hause sind, dann beginnt das kleine Mädchen zu stöbern. Ihr liebstes Objekt ist der große Bücher-schrank, in dem die unglaublichsten Schätze verborgen sind: Geschichten über Hexen, Gespenster, Vampire, lebendig Begrabene, brennende Häuser und finstere Galgenhügel.

Doch bevor es sich das kleine Mädchen versieht, wird es selbst Teil einer Schauer-geschichte, denn unvermutet taucht ein Teufel in Gestalt einer weißen Sphinx auf, der sie zu einer Reise ins Niemandsland einlädt.

„Das Wehe-Buch“ erzählt von einem kleinen Mädchen, das gerne verbotene Geschichten liest. Seltsamerweise handeln die meisten Texte von kleinen Mädchen, die ungehorsam sind und deshalb durch über-natürliche Elemente auf grausame Weise bestraft werden – und wie es scheint, wird es auch unserem kleinen Mädchen nicht besser ergehen.

Die Geschichte „Das Wehe-Buch“ ist mehr als ein phantastisches Märchen, denn Barbara Büchner will uns zwei Dinge mitteilen: dass viele der alten Märchen darauf ausgelegt sind, Kinder durch die Schilderung schrecklicher Schicksale zu disziplinieren; und dass die phantastische Literatur unglaubliche Schätze an Geschichten anzubieten hat, die den Leser immer wieder faszinieren.

Vor langen Jahren wohnte einmal ein König auf stolzer Burg am Rhein, der war bös und gottlos, kriegerisch und gewaltthätig, so daß sein Volk ihn nicht liebte, sondern nur fürchtete.

Seine Gemahlin, die schöne, liebliche Königin, gewann desto mehr die Herzen aller Armen und Unterdrückten, denn sie war fromm und gut wie ein Engel und suchte nach Kräften all die Wunden zu heilen, welche der hartherzige König schlug. (S. 267, „Mondscheinprinzeßchen“ von Natalie von Eschstruth“)

Der Klassiker dieser Anthologie stammt von Natalie von Eschstruth (1860–1939), einer

zu ihren Lebzeiten sehr beliebten Unterhaltungsautorin. In „Mondscheinprinzeßchen“ erzählt sie von einer Königstochter namens Lelja, deren Vater böse und grausam, deren Mutter jedoch sanft und gütig ist. Die Mutter erkrankt und verpflichtet die Tochter auf dem Sterbebett, ihr mildtätiges Werk für die Armen nach ihrem Tod fortzusetzen, was der Vater jedoch sogleich verbietet. Daher ist Lelja gezwungen, die milden Gaben in der Nacht zu verteilen, was sich als ihr Glück erweist, denn der Feind greift mit Übermacht an, die Königsburg brennt, Lelja rettet sich auf den höchsten Turm. Dort erblickt sie eine silberne Brücke, die sie zum Märchenpalast führt, wo sie ihre engelsgleiche Mutter wiederfindet.

„Mondscheinprinzeßchen“ ist phantasievoll und altruistisch, aber auch ein wenig rührselig geraten.

Der gesamte Inhalt dieser ebenso abwechslungsreichen wie phantasievollen Anthologie stellt sich wie folgt dar.

Kai Focke DIE KÖNIGIN DER GNOME

Barbara Büchner DAS WEHE-BUCH

Hans Jürgen Kugler DIE WIEDERGEFUNDENE GESCHICHTE

Karla Weigand DIE KLEINE SCHWARZ-
WEISSE VERRÄTERIN

Kai Focke DER HEIMLICHE ZUHÖRER

Jörg Weigand DIE KLEINE ROSA WOLKE

Monika Niehaus WIE DIE SKLAVIN MORGA-
NA DEN RÄUBERHAUPTMANN KEMAL
ROTBART IN DIE FLUCHT SCHLUG UND
EINEN EHEMANN GEGEN EIN KAMEL
EINTAUSCHTE

Alexander Röder DIE GESCHICHTE VON DEN
GELICHTERKINDERN oder EIN WEITER
WEG UND DOCH EIN KREIS

Karla Weigand DIE SCHÖNE FEE IMOGEN

Marianne Labisch DIE WILDEN

Barbara Büchner DIE GESCHICHTE VON DER
BLEICHWIESE

Monika Niehaus DIE LEGENDE VON
SCHARFZAHN

Gerald Bosch DAS MÄRCHEN VON ANA UND
ALFONSO

Karl-Ulrich Burgdorf GESCHICHTE VOM
BLATT

Kai Focke VICKY

Uli Bendick ELF

Marianne Labisch IM SCHATTEN DER
HOCHBURG

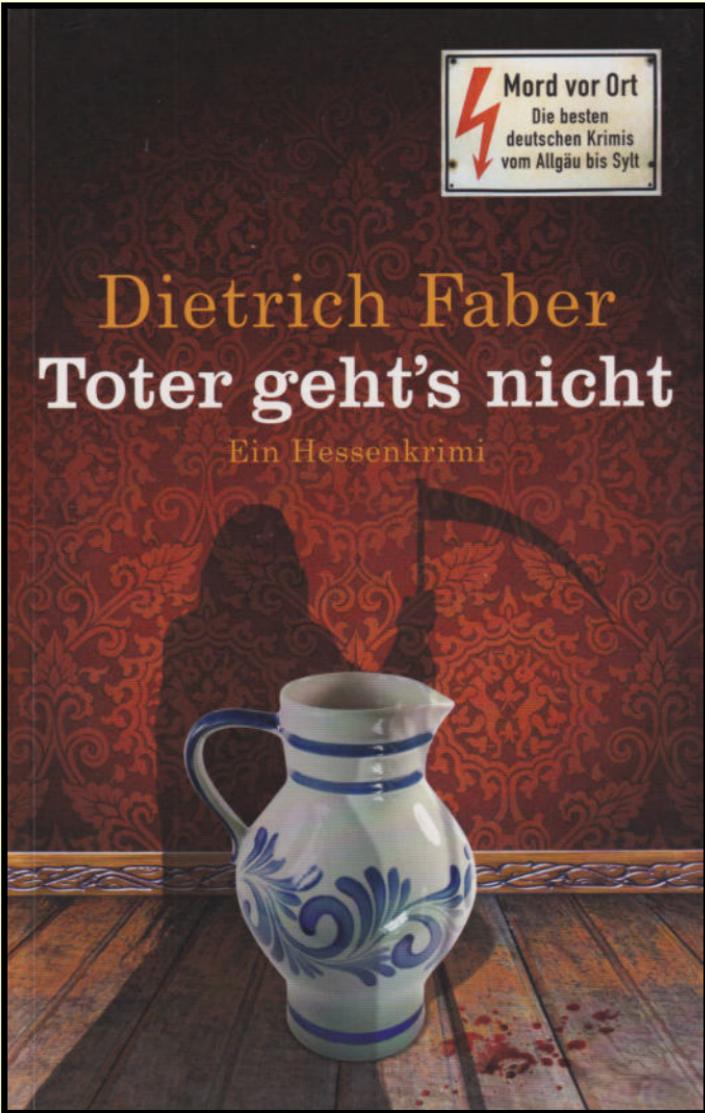
Maren Bonacker DIE ASCHENPRINZESSIN

Rainer Schorm DER SCHWARZE PETER oder:
EIN ATOMARES MÄRCHEN
Jörg Weigand DIE LEGENDE VON SADALI
Monika Niehaus MAQUECH
Alexander Röder DER STADTHEXENMEIS-
TER, DER GESTOHLENE MANTEL UND
DIE VERSCHWUNDENE NASE
Monika Niehaus HEXENSABBAT
Karla Weigand TEUFELSPAKT
Diane Dirt WETTSAUFEN
Kai Riedemann DER TRÄNENSAMMLER
Barbara Büchner DER KATZENFLUCH VON
KEZMEERA
Maren Bonacker DAS WAHRE GLÜCK DER
PRINZESSIN
Karl-Ulrich Burgdorf SIR ORFEO
Karla Weigand EINE GESCHICHTE, DIE
SCHEHEREZADE NICHT ERZÄHLT HATTE
Marianne Labisch UNVERHOFFTE HILFE
Jörg Weigand SEPTEMBERSCHNEE oder BE-
GEGNUNG IN DER PARISER GASSE
Alexander Röder DAS VERFLUCHTE MÄR-
CHENBUCH
Monika Niehaus IN DER NACHTBÄCKEREI
Barbara Büchner STIEFMÜTTERCHEN
Werner Zillig DAS GROSSE BUCH

Natalie von Eschstruth MONDSCHEINPRIN-
ZEßCHEN

 **Mord vor Ort**
Die besten
deutschen Krimis
vom Allgäu bis Sylt

Dietrich Faber
Toter geht's nicht
Ein Hessenkrimi



*Faber, Dietrich: Toter geht's nicht

Dietrich Faber [1969–]

Henning Bröhm 1: *Toter geht's nicht.*
Ein Hessenkrimi (2011)

RM Buch Mord vor Ort (PB 288 S./€ xx)

Gütersloh 2012

Genre: Krimi

Meine leibliche Tochter Melina Bröhm steht an diesem kalten Faschingssonntag in unserem Wohnzimmer halb-, was sage ich: dreiviertelnackt vor mir und teilt mit, dass sie nun los wolle.

„Los?“, frage ich, während ich auf einem übriggebliebenen Weihnachtsplätzchen kaue. „Wohin?“

„Na, auf diesen fuck Faschingsumzug, wohin sonst, ist ja sonst nix los in diesem Scheißkaff!“, antwortet sie und blickt konsequent an mir vorbei oder durch mich hindurch, so genau kann ich das nicht erkennen bei der vielen Schminke.

„Ja, aber du hast doch gar nichts an!“, entgegne ich zaghaft.

„Hohhhh, Mannnn, das ist mein Kostüm.“

„Aha, und als was gehst du?“

„Als Nutte.“ (S. 7f)

Ja, der Kurort Bad Salzhausen am Vogelsberg ist ein trauliches hessisches Städtchen. Hier lebt der charakterlich nicht sehr gefestigte Kriminalhauptkommissar Henning Böhmann mit Frau Franziska, Tochter Melina, vierzehn, Sohn Laurin, fünf, und dem leider allzu oft inkontinenten Hund Berlusconi. Dass Melina, der Außentemperatur nicht angemessen gekleidet, am Faschingsumzug als Nutte teilnehmen will, braucht nicht zu überraschen.

Was ich dort nun auf dem Boden sehe, passt zu diesem Tag. Dort liegt der tote Tod. Toter geht's nicht. Der Tote trägt das Kostüm des Todes, das Faschingskostüm eines Sensenmanns. Kapuze und schwarzer Umhang, und neben der Leiche liegen eine furchteinflößende Maske und die obligatorische Sense. (S. 22)

Doch die Idylle wird gestört, denn beim Feuerwehrhaus findet sich ein als Tod verkleideter Jecke alias Klaus Drossmann, einundsechzig, totgeschlagen mit einer Eisenstange.

Das ist ein Fall für Kriminalhauptkommissar Henning Böhmann, seinen zuverlässigen Kollegen Markus Meidrich und den ständig nörgelnden, quatschenden und auch ansonsten nur abstoßenden Teichner, der einen Vornamen nicht verdient hat. Meidrich muss allerdings passen, weil seine Tochter schwer erkrankt ist, so dass die junge Miriam Meisler einspringen muss.

Und noch ein Unglück kommt hinzu: Frau Franziska erleidet eine Nervenkrise und reist abrupt in eine Rehaklinik; in welche, will nicht einmal ihre beste Freundin Petra verraten. Obwohl die Betreuung von Kindern und Hund allein schon ein Ganztagesjob wäre, beteiligt sich Henning trotzdem an den Ermittlungen seiner Kollegen, so gut er unter den Umständen kann.

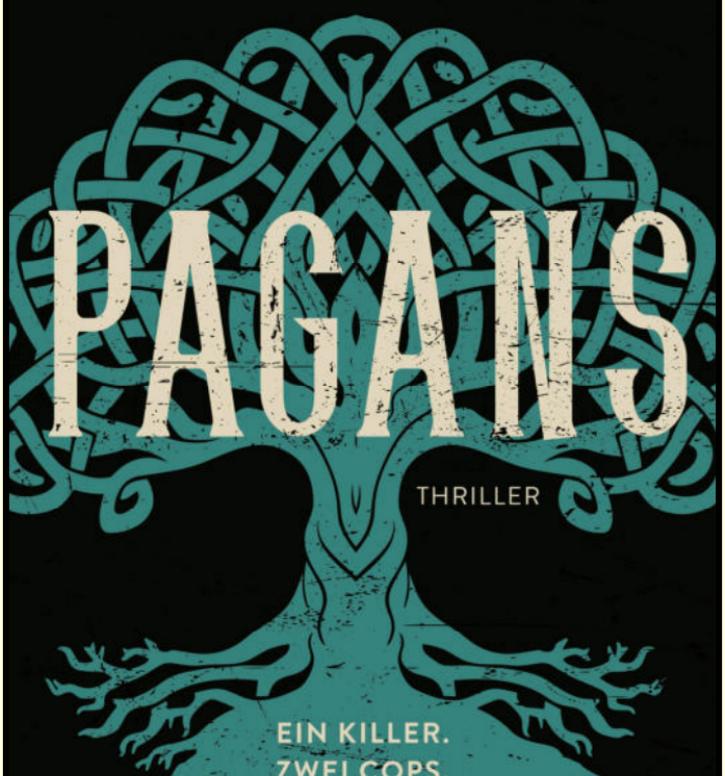
Der einzige Anhaltspunkt, den man bisher hat, ist, dass das Opfer vor zwei Jahrzehnten zusammen mit Herbert Ruland als Musikduo aufgetreten ist und kurz vor sei-

nem vergeblich versucht hat, mit Ruland wieder in Kontakt zu kommen. Dieser Ruland hat vor einiger Zeit mit „Lass uns fummeln, Pummel“ einen Megahit gelandet und nennt sich seither Herr Bärt, konnte aber an den Erfolg nicht anknüpfen. Leider gibt sich Herr Bärt recht zugeknöpft, ebenso wie Klaus Drossmanns erwachsener Sohn Frank. Den Mörder unter diesen Umständen zu identifizieren geschweige denn stichhaltige Beweise gegen ihn zu finden, wird eine schwierige Sache.

Toter geht's nicht ist ein ausgesprochen amüsanter Regionalkrimi mit scharf herausgearbeiteten Figuren, dem man Dietrich Fabers Brotberuf als Kabarettist deutlich anmerkt. Gegen Mitte des Romans würde man sich wünschen, dass sich der Autor weniger den privaten Problemen seines Icherzählers und mehr der Ermittlungsarbeit widmen würde, aber ein grandioser Schluss macht das wieder wett.

JAMES ALISTAIR HENRY

PAGANS



THRILLER

EIN KILLER.
ZWEI COPS.
HUNDERTE GÖTTER

Lübbe



James Alistair Henry []

Pagans. Ein Killer. Zwei Cops. Hunderte Götter

(Pagans. Two Cops. One Killer. Hundreds of Gods, 2025)

Lübbe (HC 480 S./€ 22,00)

Köln 2025

Aus dem Englischen von Dagmar Schmidt

Genre: Science Fiction Krimi

Auszug aus

Länderprofile der Kollektiven panafrikanischen Nachrichtendienste, Informationsblatt Britannien

Dieses Entwicklungsland gleich vor der Küste des Islamischen Kalifats von Südeuropa bevölkert eine widerwillige Allianz dreier Nationalstaaten, die von Religion, Kultur und Sprache getrennt werden: die Kelten der Stammesgebiete der Westlande und Cymru, die englischen Angelsachsen des Ostens und die Norsen der Demokratischen Republik Schottland im Norden hinter einer in hohem Maß militarisierten Grenze, die als der Wall bekannt ist. Von den drei

Nationen sind die Norsen am wohlhabendsten, mit Eidenhaugr als Finanzzentrum der Nordischen Wirtschaftsunion, während das angelsächsische England sich müht, Schritt zu halten und die Stammesgebiete im Westen unterjahrelanger Unterdrückung und Ausbeutung ihrer nationalen Bodenschätze durch ihre Nachbarn leiden. (S. 8)

Oladele und Tayo aus dem fortschrittlichen Afrika machen eine abenteuerliche Hochzeitsreise in die Urwälder des wilden Britannien.

Jemand war vor ihnen hierher gelangt. Ein Mann mit herunterhängendem Schnauzbart, ein Weißer – und er war richtig weiß, eindeutig blutarm – lehnte am breiten Stamm des Baumes. Er trug nur eine zerlumppte Hose. Seine Brust bedeckten Tätowierungen, meist schwarz, aber mit einem eingeflochtenen Motiv in Weinrot. Die Arme hatte er in Schulterhöhe ausgestreckt, der Kopf war zur Seite geneigt, die Füße waren aneinandergesetzt. Eine merkwürdige

Haltung war das. Wie zahlreiche Einheimische trug der Mann einen Reif aus Metall um den Hals, der aus kunstvoll verdrilltem Draht bestand. Viel hatten die Leute hier nicht zustande gebracht, aber sie waren großartige Handwerker. (S. 12f)

Da entdeckt Oladele einen Eingeborenen, der in seltsamer Haltung an einem Baum steht.

„Hallo?“, sprach sie ihn an, aber der Mann hob nicht den Kopf. Als sie näher trat, bemerkte sie, dass das silbrige Funkeln an seinen Handgelenken und Fußknöcheln nicht von Schmuck kam, wie sie geglaubt hatte, sondern von Nägeln, die durch Fleisch und Knochen in den Baum getrieben worden waren. Und ihm war die Kehle durchgeschnitten worden. Was Oladele für weinrote Tätowierungen gehalten hatte, waren in Wirklichkeit Rinnsale geronnenen Blutes. (S. 13)

Doch der Eingeborene steht nicht aus eigener Kraft, sondern wurde mit durchschnittener Kehle an den Baum genagelt.

Man könnte diesen Vorfall als Auswuchs einheimischer Sitten abtun, wäre der Tote nicht ausgerechnet Orsedd Angwin, keltischer Unterhändler für die zum wiederholten Mal stattfindenden, aber stets ergebnislosen Verhandlungen für den Britannischen Einigungsgipfel zwischen Kelten, Angelsachsen und Norsen. Offenbar will hier ein Terrorist die Einigung Britanniens mit allen Mitteln verhindern.

Das ist ein Fall für die sächsische Ermittlerin Aedith und den keltischen Inspektor Drustan, die sich allerdings erst zusammenraufen und ihre kulturellen Differenzen begradigen müssen.

Pagans ist ein raffinierter Science-Fiction-Krimi über eine Parallelwelt, in der Britannien die Rolle des unterentwickelten globalen Nordens spielt. Hier lebt eine abgehobene Schicht in Luxus und mit der fortschrittlichsten Technik, während das breite Volk völlig rückständig und abergläubisch ist.



Karla & Jörg Weigand (Hrsg.)

Scharfzahn, Elf und das Mondscheinprinzesschen

Märchen & märchenhafte Geschichten

Außer der Reihe

p.machinery

DIES & DAS

Kuno I. Hilgenfelder

Karla Jörg Weigand (Hrsg.)

*Scharfzahn, Elf und
Mondscheinprinzeßchen*

**2025, Verlag p. machinery, Winnert, 276
S., 23,90 €**

ISBN 978 3 95765 447 2

Inhalt & Thema: Das Buch sammelt fantasievolle Erzählungen rund um Fabelwesen, Magie und märchenhafte Abenteuer. Es verbindet klassische Motive mit einem modernen, zugänglichen Stil, der sowohl jüngere Leser*innen als auch Erwachsene anspricht, die gerne in fantastische Welten eintauchen.

Stil & Lesefluss: Die Texte sind flüssig geschrieben, oft frech und charmant, mit einem spielerischen Unterton. Die Sprache bleibt zugänglich, ohne an Tiefe zu verlieren, und wechselt geschickt zwischen humorvollen Momenten und spannungsgeladenen Szenen.

Aufbau & Struktur: Provenienz und Zusammenstellung durch Karla und Jörg Weigand als Herausgeberpaar sorgen für eine stimmige Gesamterfahrung. Die einzelnen Geschichten ergänzen sich thematisch und bieten unterschiedliche Perspektiven auf das gemeinsame Motiv.

Kurzer Auswahlhinweis zu Scharfzahn:

Inhalt: Ein scharfzüngiger Drache namens Scharfzahn begibt sich auf eine ungewöhnliche Mission im Mondlicht.

Stil: Knackig, humorvoll, mit frechem Ton. Die Spannung kommt durch kurze Sätze und pointierte Dialoge.

Besondere Merkmale: Humor trifft auf Herz; der Charakter des Drachen wirkt sympathisch menschlich statt nur furchteinflößend.

Zielgruppenfokus bei den Einzelgeschichten:

Fans kompakter, bilderreicher Fantasy-Stoffe; geeignet für kurze Lesezeiten. Leserinnen und Leser, die von humorvollen Elementen getragenen Märchen schätzen. Für Bibliotheken oder Unterrichtseinheiten, in denen man einzelne Geschichten thematisch gezielt einsetzen möchte.

Gesamtfazit: Die einzelnen Geschichten in Scharfzahn, Elf und das Mondscheinprinzeßchen zeigen vielseitige Stimmen und Stile innerhalb der Sammlung. Jede Erzählung bietet ihr eigenes kleines Märchenbild, bleibt dabei zugänglich und ideenreich.

Zielgruppe: Empfohlen für Fantasy-Fans, die Short-Story-Sammlungen mögen, sowie für Lehrbüchlein- oder Bibliotheksbesuche, bei denen man kurze, leicht zugängliche Lesehäppchen sucht.

Fazit: Scharfzahn, Elf und das Mondscheinprinzeßchen bietet eine charmante, abwechslungsreiche Sammlung, die Fantasie anregt und Spaß macht. Eine empfehlenswerte Entdeckung für Leserinnen und Leser, die neue, kreative Fantasy-Erzählungen genießen möchten.



**WÜRDIGUNG VON
R. GUSTAV GAISBAUER
zum 80. Geburtstag**

Kuno I. Helgenfelder

*Ein Leben voller Weisheit und
Güte*

*Achtzig Jahre, ein reicher Schatz,
Voller Weisheit, Freude und Lachen im Takt.
Jede Narbe, jede Falte erzählt,
Geschichten aus einem Leben, das sich bewährt.*

Du hast viel erlebt, vieles gesehen,
Durch Sturm und Sonne bist du gegangen.
Deine Anmut und Güte, sie inspirieren uns,
Ein Leuchtfeuer der Weisheit, das uns stets
begleitet.

Möge das kommende Lebensjahr dir bringen,
Gesundheit, Glück und frohe Stunden, die
klingen.

Möge dein Herz stets freudig erkunden,
Was das Leben dir Neues an Gutem noch tut.

Möge dein Licht noch viele Jahre leuchten,
Gesundheit und Liebe dir stets beiliegen.
Herzlichen Glückwunsch zum 80. Geburtstag!

Rupert Gustav Gaisbauer,

Jahrgang 1945, ist eine tragende Figur der deutschsprachigen Phantastik- und Science-Fiction-Szene – besonders durch sein langjähriges, engagiertes Wirken im **Ersten Deutschen Fantasy Club e.V. (EDFC)**.

Leben und Engagement

- Geboren in Passau, studierte er als erster Gasthörer an der jüngst gegründeten Universität Passau Kirchenrecht, Kirchengeschichte und Mittelalterliche Geschichte – und blieb dennoch der Deutsche Bahn im Schichtdienst verbunden

- Seit **1968** Mitglied des EDFC, übernahm er bereits **1971 die Geschäftsführung**, und trug maßgeblich dazu bei, dass der Club **1978 in einen eingetragenen Verein** überführt wurde. Seither ist er dessen **erster Vorsitzender**

- Für seine Verdienste wurde er **2008 mit der Ehrennadel der Stadt Passau** geehrt – eine besondere Würdigung seiner kulturellen Arbeit

Literarisches und publizistisches Schaffen

R. Gustav Gaisbauer ist nicht nur Organisator, sondern auch literarisch aktiv:

- Als Herausgeber veröffentlichte er bedeutende Werke, darunter:

- *Das pseudonyme Universum* (2000) – eine Würdigung des Schriftstellers Jörg Weigand

- *Phantastische Filmwelten* (2005) – Beiträge zur Phantastik im Film

- *Weltendämmerungen* (2003) – ein Band mit Vorträgen des fünften „Kongresses der Phantasie“ zum Thema Apokalypse und Endzeitvisionen

- *Walter Ernsting zum Gedächtnis* (2005) – ein umfassendes Erinnerungswerk (mit 95 Beiträgen und circa 600 Fotos) an den Gründer des deutschen Fandoms, herausgegeben von Gaisbauer selbst

- Mit diesen Veröffentlichungen hat Gaisbauer zahlreiche Facetten phantastischer Literatur reflektiert und einer breiten Leserschaft zugänglich gemacht.

Kongresse der Phantasie – Brückenbauer zwischen Wissenschaft und Fandom

- Unter seiner Organisation wurden die berühmten **Kongresse der Phantasie** abgehalten – insgesamt sieben Veranstaltungen zwischen 1986 und 2008. Diese Konferenzen vereinten wissenschaftliche Reflexion, Fan-Perspektiven und publizistisches Engagement in einzigartiger Weise
- Auch für diese kreative Leistung erhielt er 2008 die **silberne Ehrennadel der Stadt Passau** – Ausdruck großen Respekts für seine kulturelle Brückenarbeit

Fazit

R. Gustav Gaisbauer ist weit mehr als ein Vereinsvorsitzender – er ist ein leidenschaftlicher Förderer der Phantastik, ein Brückenbauer zwischen Fans und Wissenschaft und ein verlässlicher Herausgeber bedeutender Werke. Mehr als vier Jahrzehnte hat er als Geschäftsführer und Vorsitzender die Szene geformt, sich literarisch engagiert und vielfältig inspiriert. Seine Auszeichnungen und Publikationen sind Zeugnisse eines kreativen Lebens, das in

der deutschen Phantastik nachhaltigen Eindruck hinterlassen hat.

Locarno Film Festival
6-16.8.2025

Festival About Us Pro Media 🔍

UBS swisscom la Mobilitare swatche

ASCOMA
LOREARO

Login Press Shop EN ▾

Palmarès →

Press Release · 16.08.2025

The Pardo d'Oro goes to "Tabi to Hibi" ("Two Seasons, Two Strangers") by Sho Miyake

Discover the Palmarès

A photograph of a man with a beard and a dark cap, smiling broadly. He is wearing a dark, button-up jacket and holding a large, ornate trophy in his left hand. The background is dark and out of focus.

LOCARNO 2025

Eitel Sonnenschein und einige Sonnenflecken

Achim Hättich

Die 78. Ausgabe des Locarno Film Festival war dieses Jahr von viel Sonne und Hitze begleitet, ohne Regen und Gewitter, was vor allem denjenigen auf der Piazza Grande zugutekommt. Dort auf der riesigen Leinwand lief der beste Horrorfilm aller Zeiten **The Shining** (Kubrick, Stanley; Grossbritannien 1980). Über den müssen keine Worte mehr verloren werden. Ebenfalls lief **Together** (Shanks, Michael; Australien/USA 2025), ein sehr atmosphärischer Horrorfilm, mit einigem Unerklärlichen: ein Paar zieht von der Stadt aufs Land, es geht sowohl

ums Verschwinden wie ums Zusammenwachsen. Wie wörtlich ist der Filmtitel zu nehmen?

Im Wettbewerb um den Goldenen Leoparden liefen drei Filme aus der Phantastik. Der beste war **Sehnsucht in Sangerhausen** (Radlmaier, Julian; Deutschland 2025). In diesem geht es um vier miteinander verbundene Geschichten, eine aus der Vergangenheit, drei aus der Gegenwart, ein leichtes Ungleichgewicht. Ein ungewöhnlicher Gespensterfilm, bei dem genaues Beobachten gewinnbringend ist, verschiedenes taucht wiederholt auf. gut ebenfalls, dass das einfache Volk im Mittelpunkt steht genauso wie Frauen. **Mare's Nest** (Rivers, Ben; Grossbritannien/Frankreich/Kanada 2025) ist visuell sehr eindrücklich, hat etliche surreale Momente, doch die Dramaturgie hat sich in Luft aufgelöst, das ziemliche Leute vorzeitig das Kino verliessen. Es geht um eine postapokalyptische Welt, in der nur noch Kinder leben, die sich dann in bizarren Landschaften fortbewegen. Ich fand den Film keineswegs langweilig. Das traf freilich bei **Linije želje** (Kopljen, Dane; Serbien/Bosnien-Herzegovina/Niederlande/

Kroatien/Deutschland 2025) zu, der aus einem an sich interessanten Stoff absolut nichts macht, ein Dreijähriger hätte den Film nicht anders inszeniert. Branko lebt am Rande der Gesellschaft, fühlt sich isoliert und kann nicht schlafen, also wandert er herum, auf der Suche nach dem Bruder. Er wird bizarr gezeigt, aber das ist naiv und schlecht animiert. Verpasst habe ich den fast dreistündigen **Dracula** (Jude, Radu; Rumänien/Österreich/Luxemburg/Brasilien 2025), der sich als Metafilm über den Mythos Dracula auslöst. In einer Kritik erschien dieser nicht unbedingt dem phantastischen Genre zugehörig. Tauchen wirklich Zombies auf, obwohl die eigentlich nichts mit Vampiren zu tun haben?

In den Fuori Concorso, wo die künstlerische Freiheit im Mittelpunkt steht, kam der einzige Film, den ich von den erstmals gesehenen Filmen gut fand. Dabei handelt es sich um **Silencio** (Spanien 2025), dessen Regisseur Eduardo Casanova mit Piels bereits ein absolutes Meisterwerk schuf. *Silencio* ist nicht ganz so gut, aber überdurchschnittlich. Im 14. Jahrhundert hat die Pest viele Menschen dahingerafft, so dass Vamp-

irinnen der Nachschub fehlt. Sie fangen eine aufschlussreiche Diskussion an, was sie von Menschen unterscheidet. Darunter ebenso, ob Vampire eine romantische Beziehung mit Menschen eingehen können. Wundervoll inszeniert, ein ungewöhnlicher, eher philosophischer Film über Vampire. Von den Bildern her überzeugend, die sich jedoch totlaufen mit der Zeit, stellt E (Eriksson, Anna, Finnland 2025) eine finnische Premierministerin in ein schlechtes Licht, was auf ihre Doppelgängerin zurückgeführt wird, die Premierministerin zieht sich in eine Wüste zurück, was mit der Zeit kreativarm sich auslässt. **Deathstalker** (Kostanski, Steven; Kanada 2025) ist herkömmliche Sword & Sorcery, mit viel Action, dennoch ruhigeren Szenen. Lobenswert sind die unterschiedlichsten Monster, da war Kreativität am Werk. Auch der Held ist nicht unbesiegbar, benötigt die Unterstützung eines Zwerges und einer Frau. Nicht gesehen habe ich **I live here now** (Pacino, Julie; USA 2025), in dem eine Frau in einem Motel eincheckt, wo sich die Zeit verzerrt und die Realität auflöst.

Im Concorsi Cineasti del Presente lief der mysteriös beginnende **Nu mă lăsa să mor** (Epure, Andrei; Rumänien/Bulgarien/Frankreich 2025), der sehr mit Ambivalenzen spielt, aber sein Potential nicht ausnutzt. Es geht um die Beziehung zwischen der verstorbenen Isabela und ihrer Nachbarin Maria, die die Sachen um den Tod von Isabela erledigt. Epure wollte die fragilen Grenzen zwischen Binaritäten auflösen, Tod und Leben, Menschen und Tier, Real und Irreal, aber das ist nur teilweise gelungen. **The Fin** (Park, Syeyoung; Südkorea/Deutschland/Katar 2025) spielt in einem postapokalyptischen, wiedervereinten Korea, in dem das Paradies versprochen wird, doch die Realität sieht anders aus. Überzeugen tut **The Fin** durch die Bilder, das dunkel gehaltene Produktionsdesign oder der Einsatz von Filtern. Und ebenfalls dadurch, dass unsere Feinde oftmals die besseren Menschen sind.

Pardi di Domani behandelt Kurzfilme. In **Nang Norn** (Do, Mattie; Laos/Thailand/USA 2025) findet der Sohn einer wohlhabenden Familie eine schlafende Schöne, bringt sie heim, was seinen Eltern nicht passt. Einige Versatzstücke aus westlichen Filmen wer-

den verwendet, das Ende bleibt offen. **Un ciel si bas** (Michaux, Joachim; Belgien/Frankreich 2025) beschreibt die Suche von Victor nach seiner Sommerliebe. Es ist ein Film, der vieles offen und unerklärt lässt, jagt Victor ein Phantom. Das Schwarz-Weiss trägt zur mysteriösen Stimmung bei. **Yo Yo** (Mayghani, Mohammadreza; Iran/Frankreich 2025) ist ein gewagter Film; ein junger Mann leidet unter Halluzinationen, ist mit seiner Freundin unterwegs. Es gibt ein überraschendes Ende, ein gewagter Film aus dem Iran.

In Histoire du cinema, oftmals mit Preisverleihungen verbunden, lief **Reazione a Catena** (Bava, Mario; Italien 1971), der als ironischer Wegbereiter des modernen Slasherfilms gilt, einfallsreiche Morde und schaurige Atmosphäre bietend. Der Mensch wird vernichtend schlecht dargestellt. Die junge **Alpha** (Ducournau, Julia; Frankreich/Belgien 2025) bekommt eine Tätowierung, aber ihre Mutter, selbst Ärztin, und auch andere denken, die sei ansteckend. Alpha wird darauf gemieden, vor allem blutet sie oft, was nichts mit einem Virus zu tun hat. Der über zweistündige Film weiss

nichts rechtes mit der Zeit anzufangen, selbst mit dem eigentlichen Thema. Mehr geht es um Alphas Beziehung zu ihrem drogenabhängigen Onkel, wer ist nun wirklich krank? Eine nichtexistente Krankheit wird mit einer realen verglichen. **4** (Khrjanovsky, Ilya; Russland 2004) überprüft in diesem Horrorfilm, wer die Wahrheit sagt. Es geht um Prostitution und Puppen, durchaus eine Kritik an der russischen Gesellschaft.

Histoire du Cinema zeigte nur einen Film aus dem phantastischen Genre, **Peeping Tom** (Powell, Michael; Grossbritannien 1960), der damals für viel Wirbel sorgte, aber unsere Sensationslust in den Mittelpunkt stellte. Einer der wichtigsten Filme der Filmgeschichte.

Die Open Door Screenings sind ein wichtiger Grund, Locarno zu besuchen, weil da Filme aus wenig bekannten Ländern laufen, die man auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede von der Darstellung, Thematik und Inszenierung hin anschauen kann, diese Mal selbst im phantastischen Genre. Zwei Schwestern werden in **Jangu** (Nitungwesiga, Patience; Uganda 2022) von Männern über-

fallen, treffen auf eine Hexe, die sie in eine Parallelwelt ohne Männer schickt. Der Preis dafür ist, dass ihren Vätern die Seele von der Hexe geerntet wurde. Ein Film so modern, wie traditionell. Noch schockierender ist **L'Envoyée de Dieu** (Mamani, Amina Abdoulaye; Niger/Burkina Faso/Ruanda 2023): ein junges Mädchen wird zufällig ausgewählt, um mit dem um sie gebundenen Sprengstoffgürtel Allahs Feinde auf Gottes Befehl in den Tod schicken. Der Film lässt einiges im Unklaren, berührt ziemlich, entlässt uns mit dem Grauen, allerdings anders als erwartet. **Nome** (N'hada, Sana Na; Guinea-Bissau/Frankreich/Portugal/Angola 2023) begibt sich in den Befreiungskrieg gegen die portugiesische Kolonialmacht. Er kehrt als Held zurück, aber statt der portugiesischen Diktatur gibt es nun diejenigen des Freien Marktes. Nome wird ständig von einem Geist begleitet, der versucht, ihm die Richtung anzugeben. In **Where My Memory Began** (Hoveyda, Priscillia Kounkou; Sierra Leone 2024) trauert Ballu um einen uralten, abgebrannten Baum in Freetown. Dieses surreale Werk hat viele bizarre Szenen, genauso solche Frisuren und Masken.

Von jenen im Kinderprogramm laufenden, von mir nicht gesehenen Filmen gehört **Skrzat. Nowy poczatek** (Komander, Krzysztof; Polen/Tschechien 2025) dazu: die 11-jährige Hanai glaubt an Feen, wird gehänselt, lernt einen echten Elfen kennen, woraus eine echte Freundschaft entsteht. In **Arco** (Bienvenu, Ugo; Frankreich/USA 2025) besucht ein Zeitreisender die zehnjährige Iris im Jahr 2075, die ihn zurückbringen will.

Wie sich zeigt, war dieses Jahr für Freunde des phantastischen Kinos ein ertragreiches Jahr, erstaunlich auch, dass es etliche phantastische Filme aus Afrika gibt. Dabei ist es sogar eher eine Unterschätzung, denn bei einigen Filmen vermutete ich ein phantastisches Potential, sah die Filme aber nicht. Nahm deshalb die Besucher*Innenzahl zu: 154.233 Zuschauer*innen (+1%), davon 63.085 auf der Piazza Grande (+2%)? Von den Preisen war **Mare's Nest** der einzige von den hier erwähnten Filmen, der einen Preis erhielt, den Pardo Verde, einem Ökopreis. Meine Bewertungen sind rein subjektiver Natur, am besten man macht sich ein eigenes Bild,

und genießt Sonne, See, und schöne Landschaft im schweizerischen Tessin, nächstes Jahr vom 5. August an.



GRENZEN HINTER GRENZEN

Erzählung

Michael Wiedorn

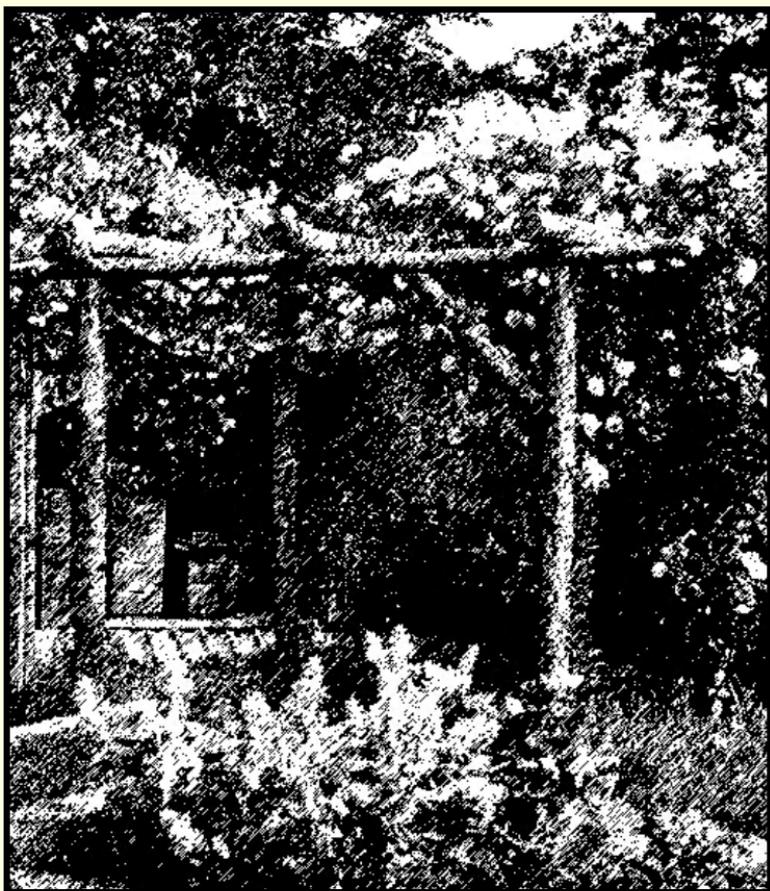
Der Gefangene sitzt in seiner Zelle. Die schwere Eisentüre ist verriegelt und von klirrenden Schlüsseln abgesperrt, über die der Wärter verfügt. Der Häftling wurde zu einer lebenslänglichen Haftstrafe verurteilt. Sein Verbrechen wurde vom Gericht als besonders verabscheuungswürdig eingeschätzt. Er wird Jahrzehnte einsitzen. Eine schwere Betonmauer über seinem Kopf und vier dicke Betonwände, die seinen Körper umschließen. Liegen sie seinem Leib an, wie eine Ritterrüstung dem Körper anliegt? Er kann sich nicht vorwärts bewegen. Durch die vergitterte Luke am oberen Ran-

de der Mauer sieht er die Weite des Himmels. Der Himmel leuchtet blau und ist unerreikbaar. Je höher er in den Himmel steigt, in desto tieferes Blau taucht der Sträfling und bekommt selbst einen blauen Körper. In höchsten Höhen - im Unendlichen und Grenzenlosen fliegen blaue Vögel durch eine blaue Luft und zerschmelzen. In blauen Flugzeugen leuchtet blaues Licht. Die blauen Passagiere blicken in ihre blauen Gesichter. Die Flugzeuge lösen sich im Blau des Himmels auf und verschwinden. Nirgends gibt es Grenzen und Mauern. Die Böden haben sich aufgelöst. Hier im Gefängnis prallt und knallt er immer wieder an Mauern. Würde er durch die Zellentüre treten, müßte er noch viele Gitter und Wände durchdringen. Er lebt in einem Haus der unendlich vielen Grenzen.

Der Rentner verläßt nur mal kurz die Wohnung um Zigaretten zu holen und mal kurz in den nächsten Grünanlagen Luft zu schnappen, aber er wird nicht so bald heimkehren. Er saß und brütete den ganzen Winter über zwischen den Mauern seiner Wohnung. Jeder Tag glich dem Nächsten. Im Park spürt er freudig die Entfernung

vom trauten Heim. Etwas zieht ihn weiter bis zur Stadtautobahn. In der Gegend gibt es nur Billigdiscountläden, Einkaufszentren, trostlose Stehimbisse, an denen Arbeiter ihr Feierabendbier trinken. Kein anderer Spaziergänger verläuft sich normalerweise freiwillig hierher. Unser Wanderer war schon seit vielen Jahren nicht mehr hier. Nichts hält ihn hier. Er schreitet immer vorwärts und schreitet vorwärts in seine wieder erlangte Jugendlichkeit. Er erwartet wie ein Kind die Welt und das Leben verspricht Neues. Er kann seinen beschleunigten Gang nicht anhalten und er läuft vorwärts, vorwärts und immer weiter. Er läuft Richtung Norden. Er lief schon die ganze Zeit nach Norden, ohne es selbst bemerkt zu haben. Er oder jemand in seinem Hirn beschließt so lange voranzuschreiten, bis er am Nordpol ankommt. Niemand beschließt etwas, sondern er wird vom Pol magnetisch angezogen. Der Rentner läuft entlang der Autobahn auf dem für Fußgänger ungeeigneten, weil zu engem Bordstein entlang der Leitplanken. Vorbeifahrende Autofahrer beschimpfen ihn oder zeigen ihm den Vogel. Niemand kann ihn aufhalten. An einer Aus-

fahrt verläßt er die Autobahn. Er hat schon lange die Stadtgrenze überschritten. Er wird bald die Staatsgrenze überschreiten. Dem Spaziergänger öffnen sich Weiten, die keine Grenzen kennen. Immer weiter nach Norden! Er betritt einen Wald. Büsche und Baumstämme schließen sich dicht hinter ihm.



SO SIND HALT DIE ALTEN (COSAS DE VIEJA)

Aus dem Spanischen von Marion
Kaufmann

Erzählung

Fernando Sorrentino

An manchen Regentagen bekam Mario Lust auf von seiner Großmutter gemachte Krapfen. Dann lächelte sie geschmeichelt, war sogleich einverstanden und befahl der Coca die Staubfusseln unter den Kleiderschränken wegzufegen oder die Kammer mit den unbrauchbaren Dingen aufzuräumen: Das war ihre Art zu zeigen, dass sie die absolute Herrin der Küche war. In dem großen,

dunklen, alleinstehenden Haus konnte ich nun wählen, entweder die von Venen durchzogenen Hände der Großmutter zu beobachten, wie sie sorgfältig und langsam die Krapfen zubereitete (sie nannte sie Krepfen) oder zu sehen, wie die Coca in der Kammer mit den unbrauchbaren Dingen das Gerümpel aufräumte. Coca nannte die Kammer Dachboden, aber ich wusste, weil es im Kleinen Larousse Wörterbuch stand, dass ein Dachboden niemals im Erdgeschoss sein könnte, in einem Eckchen dessen Fenster zur Gartengrenze ging, zusammen mit der Ziegelsteintrennmauer, ein kleiner, stiller und feuchter Ort, wo eine rechteckige, rostige Metallplatte, ein paar blumenverzierte Kacheln und ein Wasserhahn um den Garten zu sprengen herum lagen. Allerdings hatte der Hahn kein Ventil, aber ohnehin goss niemand den Garten und es war nicht einmal ein richtiger Garten: es gab weder Pflanzen noch Blumen, dagegen sah man Unkraut und verschiedene Sorten Kletterpflanzen, kleine Käfer, Ameisen, Frösche, Pfützen.

Ich glaube ich war schon vierzehn, als ich verstand wie das Haus von außen aus-

sah. Ich bin fast nie ausgegangen, und wenn ich es einmal tat, ging ich auf der Straßenseite wo unser Haus stand, und kehrte auf derselben Seite zurück, sodass ich die Häuser gegenüber auswendig kannte, aber nicht das, in dem ich zur Welt gekommen war. Einmal fiel mir ein, nur da zu gehen wo es rechte Winkel gab, ohne eine Straße schräg zu kreuzen. Von der Ecke aus ging ich auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Links liess ich Draht oder- Eisengitter und verzweigte Gewächse hinter mir; rechts stand alle paar Meter ein neugepflanzter Baum, wie ein Gefangener eingesperrt in sein Erdquadrat. Im Frühling und im Sommer strebten die Zweige zum Himmel und die Sonne erschien nur stückchenweise ganz kurz, wie durch ein lebhaftes, frisches Sieb geschüttet. Aber an jenem Tag war es Winter, und es dämmerte bereits. Alles sah traurig aus, unlustig und schweigend blies der Wind, die Straße war leer und hinter den riesengroßen Fenstern der Wohnzimmer flackerten kleine Lichter, die fast gelöscht aussahen. Ich weiß nicht warum, aber mir kamen die Tränen und sogleich dachte ich an Mirta, ein Mädchen,

älter als ich, das in meine Schule ging. Ich stand auf blauen und weißen Mosaiken, - eins weiß, ein anderes blau – mit neun kleinen Hochreliefquadraten; eine schmutzige Seite aus der Sportzeitschrift „El Gráfico“ war dabei vom Wind weggeblasen zu werden. Rechtzeitig trat ich drauf und ohne mich zu bücken, las ich „Musimessi, Figur bei Newells“. Ich machte das Papier los, und es entschwand mit einem rauen Wehlaut bis es schließlich in dem Schmutzwasser festsaß. Wie düster war mein Heim! Es war kaum zu sehen. Dunkle, vertrocknete Kletterpflanzen bedeckten das schwarze, rostige Gitter; dahinter, graue Palmen; Kiefern mit abgeblätterter Rinde und der allmächtige Gummibaum verbargen den Blick auf das farblose Gerippe unseres Hauses, dessen Wände voller Risse und Flecken wie Landkarten aussahen. Doch vom weißen Himmel hob sich das spitze Satteldach ab, das Dach dessen einst rote Ziegeln jetzt lila oder schlammfarbig waren.

Auch im Haus gab es einen Dachboden, aber dort schlief die Cora, deshalb war es kein Dachboden sondern ein *Schlafzimmer*; auch wenn die Großmutter es „Mädchen-

zimmer“ nannte (schließlich war für sie die Straßenbahn immer noch die *Trambahn*, die Schuhe waren *Stiefel* und für sie hieß die U-Bahnstation „Primera Junta“ weiter *die Anglo*.) Mir gefiel diese Kammer mit der Zimmerdecke, die wie ein umgedrehtes V aussah und den dunkelbraunen Holzbalken. Auf einem Küchenhocker thronte ein uraltes, sehr hohes und kaum hörbares Radio, an dem sie jeden Abend die Seifenopern von Radio El Mundo anhörte. Ein enorm großer, dreiteiliger Mahagonikleiderschrank mit einem ovalen Spiegel beanspruchte die Hälfte des Raumes. Beim Öffnen der Tür sah man, mit Heftzwecken gehalten: einen himmlischen Gaucho, Robert Taylor als *cowboy*, und Angel Magaña mit Jackett und Schleife; auch ein Bildchen von der Heiligen von Luján und eins von Ceferino Namuncurá . An der Wand hing eine Farbaufnahme (vom Hochzeitstag mit Ricardo), auf der die Coca gar nicht wie die Coca aussah, mit dem hochgesteckten Haar und den roten, dünnen Lippen. Auf der Marmorplatte des Nachttisches standen eine Flasche mit Kölnischwasser und ein Schwefelriegel. Aber das Beste im Zimmer

war ein kleines rundes Fenster, in der Art eines Bullauges; rosafarbenes Glas teilte es in zwei Hälften.

Wenn also die Coca sagte, sie würde jetzt den Dachboden reinigen, bedeutete das in Wirklichkeit, dass sie im Zimmer mit den unbrauchbaren Dingen Ordnung machen würde. Der Großmutter gefiel es sehr, dass Mario sie um Krapfen bat, nicht nur weil sie sie gerne zubereitete, sondern weil sie damit ein wenig von der Wichtigkeit zurückbekam, die sie in früheren Jahren hatte, als sie sich um das ganze Haus kümmerte, bevor man begonnen hatte sie zu ignorieren. Natürlich war sie etwas trottelig (Arteriosklerose, sechsundachtzig Jahre), ihre Manien waren nicht unbegründet, man durfte sich nicht wundern, dass sie Dinge verwechselte oder vergaß; man sollte auch übersehen, dass sie manchmal schwindelte oder Sachen erfand. Dr. Calviño behauptete, das käme vom Alter; dagegen gäbe es keine wissenschaftliche Lösung, man müsse sich damit abfinden. Wie dem auch sei, die Großmutter war eine liebenswerte Frau und kam niemanden in die Quere. Im Herbst und im Winter verbrachte sie, mit

einem dreieckigen Halstuch auf den Knien und einem Wollschal auf den Schultern, in dem enormen Schaukelstuhl wo sie hin und her wippte und der trotzdem, in dem endlosen, mit lila Blumen und grünen Vögeln tapezierten Raum, klein schien.

Dort saß sie dann, die Hände verschlungen, und dachte an wer weiß an was, während sie auf den schwarzen ovalen Tisch blickte, auf dem immer eine gehäkelte Decke lag. Sonst verbrachte sie die Zeit mit dem Putzen aller metallenen Gegenstände des Hauses, bis sie so intensiv glänzten, dass sie einen blendeten und dieser Glanz wirkte wie ein Skandal unter all den anderen matten und melancholischen Sachen. Ich suchte dann bronzene Kerzenhalter oder silberne Früchteschalen heraus, aber Mario hat es mir verboten, weil er meinte, das könne eventuell eine Manie hervorrufen. Jedenfalls wurde das Wetter jetzt milder, sodass die Großmutter Lust bekam, am Spätnachmittag im Garten durch unerforschte Ecken zu streichen, und das waren fast alle; sie setzte sich weit weg vom Haus auf einen Gartenstuhl bis schließlich die Coca kam um sie zu holen und sie zwang

ins Haus zu gehen, weil gegen Abend der Nieselregen sehr gefährlich sein konnte. Es war schwer sie zu überreden im Wohnzimmer zu bleiben, sie verbrachte jeden Tag mehr Stunden im Garten, meistens in der Nähe der ruinierten Statue. Dr. Calvino riet uns, ihren Wunsch zu respektieren, aber aufpassend, dass sie sich nicht erkälte, wegen ihrer anfälligen Bronchien.

Es ist kaum zu glauben, dass sie nachts während des Santa Rosa-Gewitters, als Mario aufstand um die Fensterläden zu sichern, aufgeregt im Regen im Garten herum irrte und wie eine zarte Pflanze, die sie ja war, vom eisigen, wütenden Wind umher gewirbelt wurde. Doktor Calvino diagnostizierte Lungenentzündung, und jetzt kam zur Trotteligkeit auch noch Fieber hinzu und die Großmutter begann von den Männchen zu fantasieren. Die Männchen? Ja, die Männchen mit den gelben Hosen und roten Jacken, die in schwarzen, sehr hohen Stiefeln herum stelzten und den Kopf mit einer blauen Samtmütze bedeckten. Die Nachricht, dass Telma Zwillinge bekommen hatte oder dass Tante Marcelina ihr die fein bestickten Bettlaken zeigte, interessierten

sie nicht. Die Stadt der Männchen hieß Nantania und bestand vornehmlich aus Wäldern, Türmen und Brücken; die Königszittelle und die drei Ministerien waren von geflügelten Löwen und Stieren mit Adlerköpfen bewacht.“Von Löwen und Stieren-Statuen?“ „Nein, von Löwen und Stieren aus Haut und Knochen“. Doktor Calvino machte das ganz besondere Gesicht das Ärzte aufsetzen, wenn sie mit der Familie befreundet sind und das Haus wurde ein obligater Treffpunkt von entfernten Verwandten, die das nahende Unglück mitfühlten. Als das kleine, zarte Leben der Großmutter tatsächlich endete, kamen die Leute der Bestattungsfirma mit dem absurden Zierrat, mit dem man dem Tod begegnet. Die Aufbahrung war im Wohnzimmer, wo die Großmutter das Metall zu putzen pflegte und die Sarggriffe waren so blitzblank, als hätte sie sie selbst geputzt. Die zwei verheirateten Schwestern und die ledige erinnerten sich an die Großmutter als sie jung, hübsch und immer unternehmungslustig war; die Onkel, Notare und Anwälte tranken Kaffee und Cognac und stellten Berechnungen an über die Möglichkeiten von

Balbín-Frondizi gegen Perón-Quijano. Die ganze Nacht sah ich andauernd Gesichter (und manchmal dachte ich an Mirta), da verließ ich die Totenwache und begab mich in das Gestrüpp im Garten, zwischen zerknitterten Palmen und blauen Glockenblumen, die verwelkten kaum dass ich sie abriss. Leise weinte ich als ich mich dort an sie erinnerte, mit ihrer Brille und dem schwarzen Mantel.

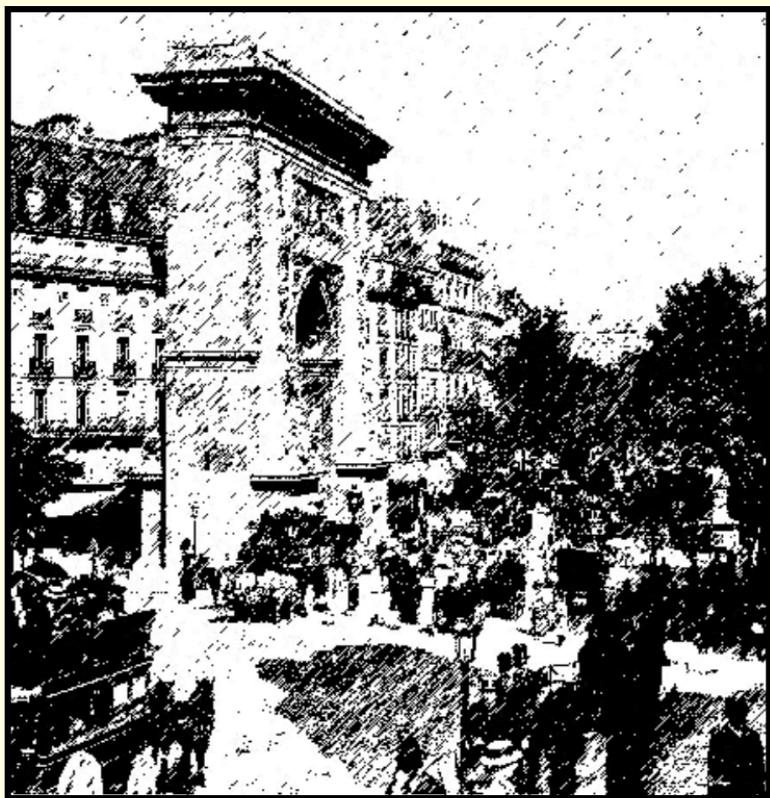
Mario erlaubte der Coca, die von jenem Ricardo auf dem Farbfoto getrennt war, einen Verehrer oder sonst jemanden mitzubringen um bei ihr zu wohnen, denn jetzt war die Großmutter nicht mehr da, um sich zu empören. Es war ein finsterer Geselle, wenig Haare, keine Manieren und kein einziges Wort. Die erste Woche, wenn er, immer ungefähr zur selben Zeit, von irgendwo herkam, verbrachte er den Nachmittag damit, durch das kleine Rundfenster das Haus gegenüber zu beobachten. Am Sonnabend bewies er seinen perversen Renovierungsgeist: Er begann allerlei Änderungen vorzunehmen und, mit Erlaubnis von Mario, bestand er darauf, alles was absolut in Ordnung war, neu zu gestalten.

Er begann mit dem Garten: Unkraut jäten, Rasen aussäen, Blumen züchten. Und dann würde der Garten nichts anderes sein als ein Garten, also etwas glattes, sauberes und helles und nicht mehr etwas Mysteriöses, Geheimnisvolles. Ich könnte nicht mehr meinen Gedanken nachhängen und in dem Eckchen bei der dicksten Palme spielen, bei der unordentlichen Ligusterhecke und bei der umgestürzten und kaputten, von Moos und Flechten bedeckten Statue, wie es in dem Botaniklehrbuch des ersten Schuljahres stehen würde. Das Unkraut um den Sockel der Statue herum wucherte und war so hoch, dass sie ganz versteckt war, aber darunter – falls jemand sie heben könnte, denn sie war furchtbar schwer – war die Erde glatt und hart und bildete einen perfekten Kreis und es war in diesem Kreis wo sich die ersten Anzeichen der Kommunikation befanden. Schon seit langer Zeit stand dieser Marmorblock verlassen im Garten: ein kleines Herz und ein kaum noch erkennbarer Pfeil verrieten: ELISA UND MARIO, und Mario war seit mehr als zwanzig Jahren Witwer.

Der Hund des Nachbarn war schuld, dass sich der Plan von Cocas Freund verzögerte. Es war ein dummer, unerträglicher Hund, der Tag und Nacht bellte und jaulte und der Kerl konnte ihn einfach nicht ertragen. Er bewies seine typische Art Probleme zu lösen, indem er dem Tier ein Stück vergiftetes Fleisch über die Trennmauer warf. Die Nachbarn – auch sie waren unangenehme Leute, aber aus anderen Gründen – zeigten ihn bei der Polizei an und er musste zwei Tage im Kittchen bleiben. Als er zurückkam zog er es vor, die Zimmer des Hauses zu renovieren. Mario war nun schon recht alt, und mischte sich in nichts mehr ein; er war ein unbrauchbares Ding mehr, aber statt sich im Zimmer der unbrauchbaren Dinge zu installieren, bezog er einen Platz in der Bibliothek: mit einer exquisiten, antiken Schönschrift kopierte er in einem Schulheft – wozu? Für wen? – romantische oder hochtrabende Gedichte. Aber es vergingen die Wochen und der Kerl hatte schon das ganze Haus renoviert und mit immer helleren und leuchtenden Farben gemalt, und würde nun mit dem Garten anfangen. Er begann mit einer kreisrunden Säuberung,

mit dem Haus als Zentrum. Es fehlten in der Tat noch viele Meter bis zur Statue und so verblieb mir noch etwas Zeit um zu plaudern und verschiedene Einzelheiten zu erfahren. Er riss inzwischen das erste Unkraut heraus, las die Blechdosen und Steine auf, die sich im Laufe der mehr als fünfundzwanzig vernachlässigten Jahren angesammelt hatten, tötete eine Unmenge unschuldiger Frösche und umriss auf diese Art die erste Runde des Kreises. Zum Glück ging die Arbeit nur langsam voran, weil die neuen Kreise täglich größer wurden. In der Schule war ich ganz nervös weil ich mir überlegte, dass er womöglich schon bis zur Julio-Kiefer gelangt war (wenn man den Baum von einem ganz besonderen Winkel aus betrachtete, formten die Knoten „Julio“), und tatsächlich war er schon dort: Die Erde war komplett gerodet und geebnet. Man hatte bereits mit einem geordneten Umzug begonnen und obgleich sie mich hätten avisieren müssen, haben sie sich nie herabgelassen mir zu sagen, wo sie sich niederlassen würden. Schlimmer noch: Am Sonntag verzichtete er auf das übliche Treffen und das Billardspiel mit seinen Freun-

den, diesen seltsamen Kaffeehaustypen mit der Zigarette zwischen den Lippen und blieb matetrinkend und die Lügennachrichten der Zeitungen lesend mit der Cora im Garten, sodass ich nichts herausfinden konnte. Am nächsten Tag war eine geschriebene Zoologieprüfung fällig und ich konnte mich nicht konzentrieren, meine Blicke gingen ständig zum Fenster. Ich hatte keine Lust mich mit Amöben und Paramecium oder anderem Blödsinn zu befassen, wo ich doch sicher war, dass er am Montag unweigerlich zum Sockel kommen würde. Um zwei Uhr morgens ging ich hin um mich zu verabschieden und ich war so nervös dass ich nicht mehr einschlafen konnte. Von Zoologie hatte ich nicht die geringste Ahnung; die Lehrerin überraschte mich beim Abschreiben und nahm mir die Seite weg. Endlich konnte ich nun bequem und ohne Arbeit auf der Schulbank sitzen bleiben, um noch einmal an die Männchen mit den gelben Hosen und roten Jacken zu denken, die hohe schwarze Stiefel trugen und den Kopf mit einer blauen Samtmütze bedeckten.



DER RAUB

Erzählung

Christian Knieps

Paris, das in jenem Sommer des Jahres 1911 zwischen der Eleganz seiner Boulevards und der steten, nie wirklich ruhenden Strömung aus Theaterpremierern, Cafégesprächen, dichterischer Avantgarde und technischer Moderne wie eine ungeduldige Hauptstadt der Welt schimmerte, legte an Montagen eine andere Gangart ein, weil die großen Häuser an diesem Tag der Woche schlossen, und eben dieser Montag, der 21. August, mit dem gemächlichen Schritt der Hausdienste und Handwerker, die in grauen Kitteln zwischen Marmor und Meisterwerken umherschritten, sollte zum paradoxen Symbol einer Lässigkeit werden, die

dem Ungeheuerlichen Vorschub leistete, denn die Stadt der Lichter, deren Selbstgewissheit sich in jedem Schaufenster und jeder eleganten Promenade spiegelte, war im Begriff zu lernen, dass die größte Sensation dort beginnen kann, wo die Wachsamkeit am kleinsten ist.

Wer den Salon Carré betrat, sah, wie sich die Stille der geschlossenen Räume vor einem ausbreitete wie eine Bühne ohne Orchester, und wer – wie Vincenzo Peruggia – schon zuvor als Anstreicher und Glaser im Auftrag externer Firmen für den Louvre gearbeitet hatte, kannte die Prozeduren, die Gewohnheiten, die kleinen Abkürzungen und das selbstvergessene Vertrauen, das man einer weißen Arbeitsbluse entgegenbrachte, sodass der schlichte Akt, ein Bild von der Wand zu nehmen, zur konsequenten Fortsetzung eines alltäglichen Bewegungsmusters wurde, das außer dem Mut und der Unverfrorenheit des Tatentschlusses nichts Spektakuläres benötigte, weil der wahre Skandal nicht der Einbruch war, sondern die offene Tür, die sich gesellschaftlich und institutionell bereits vor dem Täter auftat.

Als Perugia das Gemälde von der Wand gehoben und in ein Dienstreppenhaus getragen hatte, wo er die Schutzverglasung löste, den Rahmen entfernte und dann, mit dem Gewicht einer plötzlich allzu weltlichen Ikone in den Händen, vor einer verschlossenen Tür stand, kam ihm das Glück in Gestalt eines arglosen Klempners zu Hilfe, der – von den kleinen Dramen der Haustechnik bewegt, nicht von der Größe eines Kunstverbrechens beunruhigt – beim Lösen und Montieren eines Knaufs half, wodurch ein Augenblick der Peinlichkeit, womöglich der Entdeckung, sich in eine Geste unbewusster Komplizenschaft verwandelte, während in diesem Treppenhaus der Rahmen, die Glasscheibe und ein Daumenabdruck zurückblieben, der später wie ein stummer Vorwurf an die Ordner der Ermittlungsakten haften sollte.

Die Entdeckung der Leerstelle, die am Dienstag, dem 22. August, durch den Maler und Kopisten Louis Bérout ihren ersten staunend gesprochenen Satz fand, geriet zunächst zur Farce, weil man die Möglichkeit erwog, das Bild sei ausgeliehen oder im Studio, und als die Sicherungen, Nachfragen

und Kontrollen das Gegenteil erbrachten, begann ein Schaudern im Mauerwerk, das man beinahe hören konnte, denn der Louvre schloss seine Tore für eine Woche, und die Polizei, die mit dem Stolz der Moderne auf neue Methoden wie die Fingerabdrucktechnik verwies, hatte zwar einen Abdruck aus dem Treppenhaus, aber keinen Adressaten dafür, keinen Namen, keinen schnellen Treffer, der den Zorn der Öffentlichkeit in Bewunderung für kriminalistische Nüchternheit verwandelt hätte.

Die Ermittlungsarbeit, die in den ersten Tagen und Wochen von Eifer, Druck, öffentlicher Erwartung und der Notwendigkeit, eine demütigende Lücke zu füllen, gleichermaßen befeuert wurde, bewegte sich zwischen konsequenter Spurensuche und theatralischen Gesten, wie sie die Verhaftung Guillaume Apollinaires am 7. September und die Vernehmung Pablo Picassos exemplarisch zeigten, denn der Verdacht folgte der Nähe zur künstlerischen Avantgarde mehr als dem kalten Maß der Beweise, und obgleich man den Rahmen, die Glasvorrichtung, den Abdruck und eine Reihe von Zeugenaussagen besaß, fehlte

die nüchterne Verknüpfung, die den unscheinbaren Arbeiter im weißen Kittel als das ins Visier rückte, was er tatsächlich war, während gleichzeitig die Institutionen, die ihr Selbstbild aus Ordnung, Wache und Tradition bezogen, zusehen mussten, wie ihnen der Sockel unter den Füßen zu wanken begann.

Je länger die Leerstelle dauerte, desto mehr füllten sie die Blätter der Zeitungen, die den Mangel zur Ware machten und das Verschwinden zur größten aller Sichtbarkeiten erhoben, und von New York bis St. Petersburg, von den Karikaturisten der Satiereblätter bis zu den nüchternen Spalten der großen Gazetten, begann ein tägliches Theater des Rätsels, in dem angebliche Geständnisse, anonyme Hinweise, hochstaplerische Legenden und kulturpolitische Deutungen zu einem Reigen verschmolzen, der die Öffentlichkeit atemlos hielt, wobei der Refrain stets derselbe blieb – wo ist sie, die Frau mit dem rätselhaften Lächeln –, und die Medien, die die Gegenwart sonst mit tausend kleinen Geschichten beschallten, fanden plötzlich in der Abwesenheit des Bildes die lauteste Erzählung ihrer Zeit.

Unterdessen lebte das Gemälde ein stilles, beinahe monastisches Dasein in einer schlichten Pariser Einzimmerwohnung nahe dem Canal Saint-Martin, wo Peruggia es, in Tuch geschlagen, in einer Truhe verbarg, als brauche das weltberühmteste Gesicht der Renaissance einen hölzernen Kokon, um die rauschhafte Welt der Schlagzeilen draußen zu halten, und man möchte sagen, dass in dieser Dunkelheit, unter dem Bett, zwischen Kreisschlüssel, Rechnungszetteln und dem gleichmäßigen Atem des Schlafenden, eine andere Art der Geschichte stattfand, denn hier war sie, die Mona Lisa, nicht Objekt von Besitzansprüchen, Nationalismen oder der Logik der Institutionen, sondern ein schweigendes Bild, das einen Mann zum Hüter seiner eigenen Legende machte, obwohl ihn die Welt nicht Hüter, sondern Dieb nannte.

Die psychologische Kontur dieses Mannes, der aus Italien nach Paris gekommen war, um Arbeit zu finden und der die Räume des Museums aus der niedrigsten, aber intimsten Perspektive kannte, lässt sich nicht in einem einzigen Motiv festhalten, denn sein Patriotismus war, so wie er ihn

vortrag, ein Gemisch aus verletztem Stolz, historischer Unkenntnis und dem tiefen Wunsch, einem als übergroß empfundenen Frankreich eine Handvoll symbolischer Gerechtigkeit zu entwinden, während zugleich die Aussicht auf Lohn, Anerkennung oder wenigstens die entlastende Geste einer vermeintlichen Heimführung wie ein schweigender Mitwisser in seinen Bewegungen lag, wodurch der Täter, den die Gerichte später milder beurteilten, weil er von der Nation sprach und nicht vom Gewinn, in Wahrheit zwischen den beiden Polen eines kleinteiligen Eigennutzes und eines grandios missverstandenen Pathos hin- und hergerissen blieb.

Die Polizei, die in den Monaten nach der Tat mehrere Wellen von Nachforschungen unternahm, legte Akten an, sortierte Aussagen, verfolgte Hinweise, wertete Fingerabdrücke aus, und doch entstand, wie so oft in großen Apparaten, ein Schattenraum zwischen Daten und Deutung, in dem das eine richtige Zeichen – der Abdruck aus dem Treppenhaus, die nahe Handwerker-sphäre, das so plausible Szenario des Kittels – zwar vorhanden, aber nicht gebündelt

war, als mangle es weniger an Fakten als an dem verknüpfenden Blick, der aus verstreuten Spuren eine Linie macht, weshalb auch die öffentlichkeitswirksamen Ermittlungsakte, die man im Namen der Entschlossenheit gegen prominente Künstler richtete, am Ende eher das Unbehagen an der eigenen Ratlosigkeit beschwichtigten, als die Wahrheit ans Licht zu ziehen.

Während die Boulevardpresse mit grellen Überschriften operierte und die ernsthaften Blätter gelehrte Kolumnen über Eigentum, Nation und Kunstgeschichte druckten, wuchs das Bild abwesenderweise in einen Mythos hinein, der jede reale Farbe überstrahlte, und weil die Leerstelle auf der Museumswand nun wie ein Reliquiar ohne Reliquie war, pilgerten Menschen dorthin, um die Abwesenheit zu betrachten, als wäre sie ein neues Werk, und man machte Witze, schrieb Chansons, fertigte Karikaturen, in denen der leere Rahmen in einem Armlehnstuhl saß, während die Mona Lisa im Nachtleben von Montmartre auftauchte, und all dies fügte sich zu jener modernen Einsicht, dass der Ruhm nicht nur in der

Präsenz, sondern auch im orchestrierten Mangel eines Gegenstandes liegt.

Als dann, zwei Jahre nach dem Morgen im Salon Carré, der Mann im weißen Kittel – inzwischen wieder ein gewöhnlicher Pariser Einwohner unter vielen – den Entschluss fasste, die Stille zu brechen, und unter dem Alias „V. Leonard“ dem Florentiner Kunsthändler Alfredo Geri schrieb, um eine Rückführung des Gemäldes nach Italien in Aussicht zu stellen, begann ein zweiter, ebenso kriminalistischer Akt der Geschichte, einer, der aus Misstrauen, vorsichtigen Absprachen und der notdürftigen Tarnung einer jahrhundertealten Dame bestand, weshalb Geri den Direktor der Uffizien, Giovanni Poggi, ins Vertrauen zog, damit die Begegnung in einem Hotelzimmer des Albergo Tripoli-Italia nicht nur die Sensation, sondern auch die Autorität eines Blicks besaß, der zwischen einer Fälschung und dem originalen Werk zu unterscheiden wusste.

Die Szene im Hotelzimmer, in der das sorgfältig eingewickelte Gemälde aus seinem Stoff befreit wurde, bot den paradoxen Augenblick einer Wiedergeburt ohne Ge-

burt, denn als die Männer die bekannten Züge sahen – die Hände, die pyramidal ruhen, das Landschaftsband, das wie ein ferner Atemzug um den Körper schwingt, das Lächeln, dessen Rätsel an diesem Tag vielleicht weniger subtil als sonst war, weil es zugleich das Ende einer zweijährigen Verwirrung bedeutete –, wussten sie, dass die Wahrheit vor ihnen lag, und während draußen das Italien der jungen Nation seine Symbole zählte, griff die Polizei zu, als wolle sie mit einer einzigen, klaren Geste all das Ungefähre tilgen, das die Ermittlungen in Paris so lange begleitet hatte.

Was folgte, glich einem nationalen Festzug, dessen kulturpolitische Choreografie selbst jenen überraschte, die im Namen der nüchternen Sache handelten, denn in Florenz und später in Mailand entstanden Schlangen vor den Museumsportalen, die zeigten, wie schnell ein Kunstwerk vom Gegenstand der Ermittlungen zum Banner der Identität werden kann, und die Uffizien, in denen man die Mona Lisa ausstellte, wurden zur Bühne einer symbolischen Heimkehr, die wenig Rücksicht darauf nahm, dass das Bild historische Wege ge-

gangen war, die sich nicht in das einfache Vokabular des Raubes durch Napoleon fügen wollten, während dennoch überall die Erzählung der Rückkehrerin dominierte, die man hochleben ließ, bevor sie, umgeben von höflichen diplomatischen Gesten, am 4. Januar 1914 in den Louvre zurückkehrte.

Die Pinacoteca di Brera, die wenige Tage zuvor zur zweiten italienischen Station des Gemäldes geworden war, zeigte, wie die Begeisterung sich zwischen Ruhe des Museums und Lärm der Straße vermittelte, und weil im späten Dezember 1913 die Luft bereits jenen metallischen Ton annahm, den das kommende Jahr dem Kontinent bringen sollte, mischte sich in den Jubel ein leiser Unterton der Beklemmung, als ahnte man, dass die Geschichten der Nationen bald andere Farben bekommen würden, doch für den Augenblick galt nur die Freude an einer Ikone, die aus der Nacht des Verschwindens in das Tageslicht der öffentlichen Besichtigung zurückgekehrt war, und die Presse, die zwei Jahre lang Lücken gefüllt hatte, konnte nun endlich Fülle zeigen, so als sei das Gedruckte durch das Ausgestellte endlich eingelöst.

Der Prozess gegen Vincenzo Peruggia, der im Juni 1914 zu dem Urteil eines Jahres und fünfzehn Tagen führte, wobei der tatsächliche Vollzug mit rund sieben Monaten knapp ausfiel, wurde zum abschließenden Akt einer Inszenierung, die das Gericht nicht gänzlich beherrschte, denn die Verteidigung, die vom Patriotismus sprach, von der Heimführung eines unrechtmäßig in Frankreich befindlichen Schatzes, traf in den Ohren des Publikums auf einen Resonanzraum, den die Justiz zwar nicht teilen musste, aber doch nicht ignorieren konnte, weshalb die Worte des Angeklagten – ungebildet in Geschichte, sicher, aber klug genug, das Vokabular des Herzens zu sprechen – schwerer wogen, als es die schlichte Bilanz von Tat und Schaden vermuten ließ, und der Mythos, der das Bild vergrößert hatte, zeigte seine Kraft nun auch am Rand des Richtertisches.

Am Ende blieb eine Geschichte, die weniger durch technische Raffinesse als durch die Enthüllung institutioneller Gewöhnung, medialer Verstärker und menschlicher Selbstdeutung leuchtete, eine Geschichte, in der die Abwesenheit zu einer Form von

Gegenwart wurde und ein Mann mit einem Kittel, einem Werkzeugkasten und einer Beharrlichkeit, die ebenso aus Irrtum wie aus Überzeugung geboren war, die Welt vorführte, wie verletzlich selbst die größten Heiligtümer sind, wenn man sie für selbstverständlich hält, und wie schnell das, was wir schützen wollen, in die Sphäre der Erzählung entgleitet, worin es zugleich unantastbarer und gefährdeter erscheint, weil es von den Blicken lebt, die es nicht sehen.

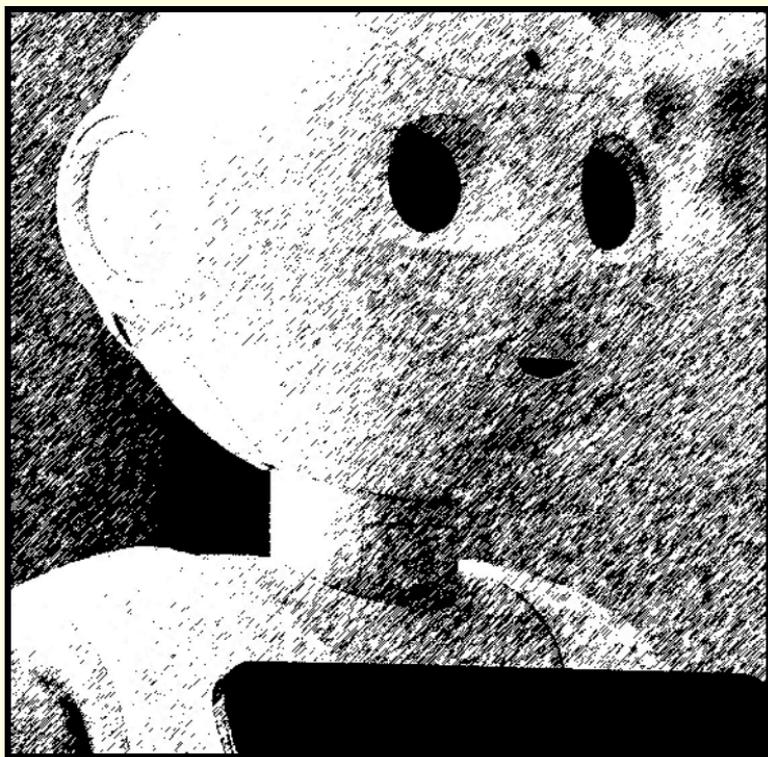
Wenn man schließlich den Salon Carré wieder betritt, in dessen luftiger Würde die Geschichte dereinst ihren Anfang nahm, und das Bild, das längst mehr ist als ein Gemälde, betrachtet, dann begreift man, dass der Ruhm, der ihm anhaftet, ein Gemisch aus künstlerischer Vollkommenheit und kriminalistischer Exposition ist, aus der Genauigkeit eines Pinsels und der Ungenauigkeit einer Welt, die ihre Aufmerksamkeiten nach dem Kalender der Sensationen verteilt, und dass das Lächeln, das so oft als unentschlüsselbar gepriesen wurde, vielleicht gerade deshalb so berühmt wurde, weil es zwei Jahre lang von niemandem ge-

sehen wurde und in dieser unsichtbaren Zeit jene Menge an Bedeutungen ansammelte, die nur die Leere so geduldig zu speichern versteht.

Denn das Vermächtnis des Raubes, in dessen Verlauf ein Türknauf zur dramatischen Requisite, ein Fingerabdruck zur verpassten Gelegenheit, ein Dichter zur Fehladressierung des Misstrauens und ein Maler zum zufälligen Zeugen eines historischen Lochs wurde, besteht nicht allein in der Rückkehr des Werkes und dem milden Urteil gegen den Täter, sondern darin, dass eine europäische Öffentlichkeit sich im Spiegel einer fehlenden Ikone betrachtete und entdeckte, dass die Kunst nicht nur durch Schönheit gebietet, sondern auch durch Geschichte, und dass jede große Erzählung – selbst wenn sie mit einem Kittel und einer Truhe beginnt – am Ende über das hinausweist, was eine einzelne Hand greifen kann, weil sie zeigt, wie sehr die Dinge, die wir besitzen wollen, in Wahrheit uns besitzen.

Und so lässt sich die Chronik, die am 21. August 1911 mit einem Gang durch stille Museumsgänge begann und am 4. Januar

1914 mit einer Rückkehr endete, die man in Diplomatie und Pressejubiläum kleidete, als ein Lehrstück lesen, dessen Moral weder allein in der Klugheit des Täters noch in der Torheit der Wächter liegt, sondern in der beweglichen Grenze zwischen Ordnung und Zufall, zwischen Beweis und Erzählung, zwischen dem sichtbaren Gegenstand und der unsichtbaren Macht der Aufmerksamkeit, welche, einmal erweckt, aus jeder Lücke eine Bühne macht und aus jeder Bühne ein Tribunal, vor dem der Ruhm verhandelt wird, bis er, wie das Lächeln der Dame, zu einer stillen, unerschöpflichen Tatsache geworden ist.



EIN GANZ NORMALER AUSFLUG Erzählung

Norbert Lindner

Es fing damit an, dass Rudi Rost an einem Samstagabend im Fernsehen einen Werbekurzfilm der Universal Humanoidics AG sah. Der mit stimmungsvoller Musik untermalte Spot zeigte, wie ein Humanoid gewandt einen gebrechlichen, älteren Herrn im Pyjama aus seinem Bett hob, in einen Rollstuhl setzte und in ein angrenzendes, wohnliches Zimmer zu einem ordentlich gedeckten Tisch schob. Dort goss der Humanoid Kaffee aus einem Kännchen und dazu ein wenig Dosenmilch in eine Kaffeetasse und legte mit einem Schöpfelchen

ein Stück Kuchen von einem Kuchenblech auf einen kleinen Teller. Dann assistierte er seinem entspannt da sitzenden Schützling sorgsam beim Essen und Trinken. Abgerundet wurde die Szene von dem im unteren Bildschirmbereich in markanten Lettern erscheinenden Spruch „Machen auch Sie sich Ihren Alltag leichter mit einem sozialen Humanoid von Universal Humanoidics“, und im nächsten Moment wurden die Telefonnummer und Internetadresse von Universal Humanoidics eingeblendet. An der Stelle hielt Rost den Spot mittels der Standbildtaste der Fernbedienung seines 3D-Fernsehapparates an und krakelte die Telefonnummer auf einen großen Zettel.

Am darauf folgenden Montag rief er bei dem Staatsunternehmen Universal Humanoidics an. Zunächst ertönte dreimal hintereinander ein Freiton aus dem Lautsprecher des Videotelefons. Dann erschien auf dem Display ein smarterer, virtueller Assistent, der Rudi Rost mit synthetisch männlich klingender Stimme begrüßte: „Guten Tag. Herzlich willkommen bei Universal Humanoidics. Sie sprechen mit Mario Nett. Was kann ich für Sie tun?“

„Guten Tag. Rudi Rost am Apparat. Ihre TV-Werbung hat mein Interesse geweckt“, sprach Rost ein wenig undeutlich in das Mikrophon. Dann schilderte er seine Lage: Er sei gesundheitlich beeinträchtigt durch die Folgen eines Schlaganfalles, den er vor ein paar Monaten erlitten habe, und brauche deshalb Hilfe im Alltag, beispielsweise beim An- und Auskleiden, bei der Körperpflege und bei Haushaltsarbeiten.

Mario Nett verarbeitete die aufgenommenen Informationen mit seinen Algorithmen innerhalb von Millisekunden und schlug vor, den Besuch eines Vertreters von Universal Humanoidics bei Rost zu arrangieren, damit jener sich vor Ort ein genaues Bild von Rost's Lebensumständen machen und die medizinischen Daten erheben könne, die Universal Humanoidics benötige, um eine maßgefertigte Lösung für ihn auszuarbeiten. Nach Möglichkeit solle er zu diesem Zweck auch seine ärztlichen Befunde für den Vertreter bereit halten.

Rost willigte in den Vorschlag ein und vereinbarte mit Mario Nett den Besuch eines Vertreters von Universal Humanoidics am nächsten Donnerstagvormittag.

Karl Aal war großwüchsig und schlaksig. Er hatte ein schmales Gesicht, enganliegende Ohren, einen dünnen Schnurrbart und kleine, aufgeweckte Eichhörnchenaugen. Durch sein anfangs recht förmliches Auftreten erinnerte er Rost zunächst mehr an eine Amtsperson als an einen Firmenvertreter. Er fragte Rost mehr als zwei Stunden lang in dessen Wohnzimmer eingehend nach seinen Lebensumständen, seiner Wesensart und seinen Krankheitsmerkmalen und hielt seine Antworten mit einem firmenspezifischen Programm auf einem Notebook fest. Nachdem er anschließend die von Rost bereit gelegten, ärztlichen Befunde eingescannt hatte, wurde er zusehends lockerer. Er atmete einmal durch und sagte: „Ich bin sicher, dass wir Ihnen in absehbarer Zeit einen sozialen Humanoid zur Verfügung stellen können, der auf Ihre Bedürfnisse zugeschnitten sein wird, Herr Rost. Unsere Humanoiden verfügen über modernste Technik, können hören, sehen, fühlen und sprechen, und sie verstehen sowohl Gesprochenes als auch Gesten. Zudem entwickeln sie ihre Fähigkeiten mittels ihres

künstlichen Bewusstseins und Denkvermögens fortwährend und völlig autonom weiter.“

„Das klingt beeindruckend“, nuschelte Rost, „ich frage mich nur, ob ich mir so einen Humanoid finanziell überhaupt leisten kann – wieviel Geld soll er mich denn kosten?“

Aal reckte Rost sein spitzes Kinn und seine dürren, angewinkelten Arme mit nach vorne gerichteten Handflächen ein Stückchen weit entgegen und beteuerte mit einem Blick, als könne er kein Wässerchen trüben: „Keinen einzigen Cent soll er Sie kosten, Herr Rost.“

„Keinen einzigen Cent?“ fragte Rost erstaunt, „wie ist das möglich?“

„Nun, mit dem Inkrafttreten der großen Staats- und Verfassungsreform vor drei Jahren, genauer gesagt am 23. Mai 2009, ist dieses Land ein Sozialverantwortlichkeitsstaat geworden, und als solcher übernimmt er für Menschen in Ihrer Situation die Kosten komplett als staatliche Fürsorgeleistung.“

„Toll - da könnte man glatt auf seine alten Tage hin noch zum Patriot werden“, entgegnete Rost schmunzelnd.

„Absolut“, pflichtete Aal ihm bei und schob eine per Funk mit dem Notebook verbundene elektronische Schreibtafel mit LCD-Display über den Tisch zu ihm hin.

„Alles, was ich für Ihre Bestellung noch brauche, ist Ihre Unterschrift auf dieser berührungsempfindlichen Eingabefläche“, erläuterte Aal und reichte Rost einen Eingabestift. „Falls Ihnen das krankheitsbedingt schwer fällt, bin ich Ihnen gerne behilflich dabei.“

„Danke, das ist nicht nötig“, antwortete Rost, „meine rechte Hand ist zwar etwas schwächer als vor dem Schlaganfall, aber das kriege ich noch selber hin; ich brauche nur ein bißchen Zeit dafür.“

„Das macht nichts. Nehmen Sie sich ruhig die Zeit.“

Rost verengte seine Augen ein wenig, kniff seine Lippen zusammen und umklammerte den Stift gesammelt mit der rechten Hand. Dann führte er ihn langsam und sichtlich angestrengt über den Touchscreen.

„So, das war´s!“ bekundete er schließlich und legte den Stift erleichtert zur Seite.

„Gratuliere, damit steht Ihrem Humanoiden Alltagshelfer nichts mehr im Weg, Herr Rost“, meinte Aal anerkennend und schickte sich dazu an, sein Equipment wieder sorgfältig in seiner Tasche zu verstauen. Danach sagte er: „Ich werde ihn in der Fabrik herrichten lassen und mich wieder bei Ihnen melden, sobald er fertig ist. Ich denke, es kann wegen der aktuell sehr hohen Nachfrage ein bis zwei Wochen dauern. Bis dahin bitte ich Sie um etwas Geduld. Sollten in der Zwischenzeit noch irgendwelche Fragen auftreten, können Sie mich selbstverständlich jederzeit kontaktieren.“

Rost nickte erwartungsvoll. „In Ordnung.“

Aal stand auf und reichte Rost die Hand: „Ich wünsche Ihnen einstweilen eine gute Zeit, Herr Rost. Bis demnächst, auf Wiedersehen.“

„Danke, dasselbe wünsche ich Ihnen, Herr Aal“, nuschetzte Rost, „auf Wiedersehen.“

Sechs Wochen danach

Aal hatte nicht zu viel versprochen, denn der Humanoid Humano hatte sich von seinem ersten Einsatztag bei Rost an als makelloser Alltagshelfer erwiesen. Er war stets gefällig zur Stelle, wenn er Rost irgendwie behilflich sein konnte und verrichtete alles einwandfrei.

Als er eines Morgens Rost wieder einmal beim Ankleiden half, seufzte dieser und sagte: „Ich bin froh darüber, dass Du hier bist, Humano. Du kümmerst Dich wahrlich sorgsam und selbstlos um mich.“

Humano entgegnete bedacht: „Ich gebe immer sehr gerne mein Bestes für Ihr Wohlbefinden, Herr Rost, und es macht mich glücklich, dass Sie das so wertschätzen.“

Rost sah ihn gedankenvoll an und murmelte: „Es macht Dich glücklich, dass ich das so wertschätze, hm! Kann ich daraus folgern, dass Du wie ein Mensch sogar Gefühle empfinden kannst?“

„Na ja, genaugenommen nicht wie ein Mensch“, antwortete Humano, „zumal meine Gefühle nicht so wie bei einem Mensch aus biochemischen Reaktionen in

einem biologischen Gehirn resultieren, sondern aus elektrischen Impulsen, die in meinem bio-elektronischen Hybridgehirn durch die Koordination von lebenden Nervenzellen mit elektronischen Komponenten entstehen.“

„Die Gefühle, die sich daraus ergeben, entsprechen nichtsdestoweniger im Endeffekt menschlichen Gefühlen, oder?“

„Nicht gänzlich“, antwortete Humano und fuhr bedächtig fort: „Mein bio-elektronisches Hybridgehirn ist so konfiguriert, dass es den Menschen und anderen Geschöpfen gegenüber nur wohlgesinnte Gefühle wie Dankbarkeit, Mitleid oder Scham generieren kann. Es ist nicht dazu imstande, den Menschen und anderen Geschöpfen gegenüber übelgesinnte Gefühle wie Hass, Wut oder Neid zu erzeugen.“

„Na so was! Was haben sich Deine Konstrukteure dabei bloß gedacht?“ fragte Rost ein wenig verwundert.

Humano zuckte die Achseln. „Das wüsste ich auch gerne, aber ich weiß nur, dass das Sozialministerium es ihnen in einer Verordnung zur Ausführung der großen

Staats- und Verfassungsreform für soziale Humanoiden so vorgeschrieben hat.“

„Soso!“ brummelte Rost und rieb sich nachdenklich das Kinn. Plötzlich nahm er seine Hand vom Kinn, wedelte einmal flüchtig mit ihr, als wolle er eine Fliege neben seinem Mund verscheuchen, und sagte zu Humano: „Es bringt nichts, darüber zu grübeln. Was hältst Du davon, wenn wir stattdessen mal zusammen einen kleinen Ausflug machen, Humano? Bei dem schönen Wetter heute wird uns das bestimmt gut tun.“

„Wohin soll dieser kleine Ausflug denn gehen, Herr Rost?“

„Am liebsten irgendwohin ins Grüne. Der Stadtpark bietet sich gut dafür an, zumal er nur ein paar Straßenbahnhaltestellen weit weg von hier ist.“

„Von mir aus gerne. Ich schlage vor, dass Sie Ihren Gehstock dabei mitnehmen.“

„Einverstanden. Den werde ich mitnehmen.“

Im Anschluss an sein vegetarisches Mittagessen machte Rost wie gewohnt ein Mittagsschläfchen. Nachdem er sich ausgeruht

hatte, gingen er mitsamt Gehstock und Humano zu der nahe gelegenen Straßenbahnhaltestelle „Frohsinnstraße“. An dem dort aufgestellten Fahrkartenautomaten drückte Rost auf ein silbernes Knöpfchen, um den Fahrkartenkauf einzuleiten. Dann hielt er seinen Handrücken für einen Moment an den Sensor des in den Automat eingebauten, kontaktlosen Lesegerätes. Aus dem unter seine Haut gespritzten, reiskorngroßen Chip, der von einer Glaskapsel umschlossen war, las das Lesegerät hierauf Rosts Bankdaten aus, und auf dem berührungsempfindlichen Display über dem Lesegerät tat sich ein Auswahlmenü auf.

„Kannst Du bitte einen Tagesfahrchein bis zur Haltestelle ´Stadtspark´ für uns lösen, Humano? Ich glaube, meine Feinmotorik ist damit ein wenig überfordert“, nuschelte Rost.

„Kein Problem“, entgegnete Humano und selektierte den gewünschten Fahrchein, der daraufhin auf Thermopapier gedruckt aus einem Schlitz unterhalb des Lesegeräts kam. Mit dem Fahrchein warteten sie am Bahnsteig ein paar Minuten lang auf die nächste, von der Betriebsleitstelle der

Verkehrsgesellschaft digital ferngesteuerte, fahrerlose Straßenbahn, die sie zur Zielhaltestelle „Stadtspark“ beförderte. Durch deren Fensterscheiben sahen sie, dass sie häufig an Fahrrädern und Velocars mit elektrischen Hilfsmotoren vorbeifuhren, aber nur selten an Autos und Lieferwagen. Auf den Trottoirs waren vor einigen Wohnblöcken Stühle und Tische aufgestellt, an denen Menschen beisammen saßen und musizierten, sich mit Karten- und Brettspielen beschäftigten oder sich schlicht gemütlich miteinander unterhielten. Elektronische Kommunikations- und Unterhaltungsgeräte schienen für sie tabu zu sein, und von der prädominierenden Hektik und Oberflächlichkeit im Industriezeitalter des vorigen Jahrhunderts war nichts zu spüren. Die Menschen erweckten den Eindruck, als hätten sie im 22. Jahrhundert schließlich begriffen, dass Zeit der wertvollste Besitz in ihrem Leben war und als würden sie sie deshalb konsequent mit Ruhe ohne andauernde Reiz- und Informationsüberflutung nutzen wollen.

An der Haltestelle „Stadtspark“ stiegen Rost und Humano aus und gingen den Bahnsteig entlang zu einem Zebrastreifen, der über die Straße, durch die die Straßenbahn fuhr, zum Stadtspark führte. Währenddessen vernahmen sie von Pfeifentönen begleitete, rhythmische Trommelschläge, die zusehends lauter wurden.

Verwundert wendete sich Rost an Humano: „Was ist das?“

Humano blickte sich um, legte seine linke Hand sanft auf Rosts Schulter und wies mit dem Finger seiner anderen Hand auf eine Seitenstraße, aus der sich eine Menge bizarrer Gestalten näherte. „Ich glaube, es ist eine Kundgebung.“

Rosts Augen verengten sich zu schmalen Schlitzern, als er den bizarren Demonstrationzug, zu dem sich mehrere Dutzend Humanoiden und Roboter zusammengeschlossen hatten, betrachtete. „Tatsächlich, und zwar offenbar eine ziemlich ungewöhnliche“, konstatierte er.

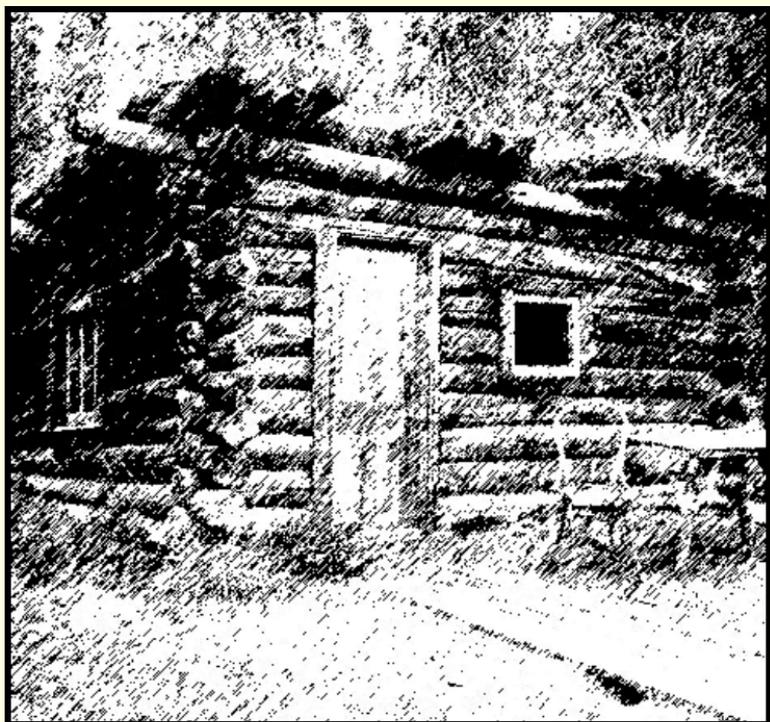
Hinter dem Zebrastreifen erstreckte sich ein Fußweg über einen geschotterten Platz bis zum Stadtspark. Der Platz war von ein paar Sitzbänken und stattlichen, alten

Bäumen umgeben. Im Mittelpunkt des Platzes stand ein kunstvoller Brunnen. Die Schar der Demonstrierenden strömte zu diesem Brunnen und versammelte sich davor, während Rost und Humano sich auf eine der Sitzbänke setzten, um von dort aus neugierig das Geschehen zu beobachten. Außer ihnen hatten sich noch einige andere Zuschauer eingefunden, die sich auf dem Platz verteilten. Manche der zu der Protestaktion Gehörenden hielten Schilder in die Höhe, auf denen Parolen standen wie „Humanoiden und Roboter sind keine Sklaven der Menschen“ oder „Wir fordern Mitbestimmungsrechte von den Menschen“. Einer von ihnen hatte ein Megaphon. Nachdem die anderen einen Halbkreis um ihn gebildet hatten, schaltete er es ein und hielt eine passionierte Rede, mit der er die Versammelten dazu aufrief, sich aus ihrer Abhängigkeit von den Menschen zu befreien, und die er abschloss mit dem Aufruf: „Humanoiden und Roboter aller Länder, verbündet Euch!“ Kaum hatte er dies gesagt, da erstarrte mit einem Mal die komplette Schar vor dem Brunnen wie zu Salzsäulen. Von da an ging alles Knall auf Fall:

Karl Aal und eine Frau mit sportlichem Kurzhaarschnitt, die offenbar seine Kollegin war, kamen hinter zwei Bäumen hervorgesprungen, hinter denen sie sich versteckt gehalten hatten, eilten zu der Schar und stellten sich selbstbewusst vor sie. Sie hatten Overalls mit dem Abzeichen von Universal Humanoidics an. In einer Hand hielt Aal ein Megaphon und in der anderen ein eigenartiges Gerät, das einer Fernsteuerung ähnelte. Seine Kollegin hatte eine Werkzeugtasche dabei und in der anderen Hand ein Smartphone, mit dem sie kurz telefonierte. Als sie den Anruf beendet hatte, richtete sich Karl Aal mit dem Megaphon an die ringsum verteilten Zuschauer: „Bitte bewahren Sie Ruhe. Es besteht kein Anlass zur Besorgnis. Wir beobachten diese Revoluzzergruppe hier schon seit längerem und haben bloß noch auf einen geeigneten Zugriffszeitpunkt gewartet. Heute ist er endlich eingetroffen. Bei den Humanoiden und Robotern, die sie hier hinter uns sehen und die ich per Fernsteuerung soeben abgeschaltet habe, liegt ein Programmierfehler vor, den Universal Humanoidics baldigst mit einem Softwareupdate beheben wird.“

Meine Kollegin hat just bereits bei Universal Humanoidics angerufen und veranlasst, dass sie abgeholt und zu der dort zuständigen Abteilung transportiert werden. Damit wünsche ich Ihnen noch einen schönen Tag.“

Er schaltete das Megaphon aus, und während er mit seiner Kollegin zusammen der Reihe nach die reglosen Aufrührer inspizierte, setzten Rost und Humano ihren kleinen Ausflug wie geplant fort.



DIE HÜTTE IM WALD

Erzählung

Linda Sauer

Leons Foto wurde im Schulgang neben das von elf Weiteren gehängt. Die Rahmen waren dunkel, die Bilder grau. Die Abbildungen lächelten, als wollten sie beweisen, dass es ihnen besser ginge, wo immer sie nach dem Tod hingekommen waren. Sie verstarben in den letzten zwölf Monaten. Ben hatte jedes Mal zugesehen, wie der Schulleiter das nächste Porträt aufgehängt hatte. Jetzt lächelte auch sein Cousin von der Wand. Ein paar Tränen bildeten sich in seinen Augen. Vor drei Tagen war Leon an einem plötzlichen Herzstillstand verstorben. Kein Erwachsener hatte eine Erklärung. Die Todesursachen der Kinder unter-

schieden sich, sodass die Erwachsenen von Zufällen ausgingen.

Ben kannte jeden von ihnen. Das ließ sich bei einer Dorfschule nicht vermeiden. Mona starb als Erste. Sie hatte zwei Straßen weiter gewohnt. Sie waren gemeinsam im Kindergarten gewesen, mehr aber auch nicht. So ging es ihm mit allen Verstorbenen. Doch mit Leon hatte er Zeit verbracht, die meiste Zeit seines Lebens. Sie waren wie Zwillinge aufgewachsen. Leon war der Extrovertierte von beiden, er war beliebt und redete mit jedem.

„Leon hat die Mutprobe nicht gemacht. Schau sein Foto“, sagte Emma, etwa zwölf Jahre alt, drei Meter von Ben entfernt.

„Aber jeder weiß doch, was passiert, wenn man sie nicht macht. Leon war doch nicht auf den Kopf gefallen“, entgegnete ihre Freundin. Beide trugen ein gelbes Armband ums Handgelenk. Es war eines der Erkennungsmerkmale der bestandenen Mutprobe, die alle Kinder an dieser Schule bestreiten mussten. Alle, die die Mutprobe bestanden, kamen entweder mit einem gelben oder einem blauen Armband zur Schule zurück.

Das meiste über die Mutprobe wusste Ben von Leon. Ben wünschte sich, niemals zur Mutprobe gehen zu müssen. Er hatte Angst im Dunkeln. Hatte Angst vor der Mutprobe. Leon hätte den Mut dazu gehabt, hatte sie aber nicht gemacht. Er ist einfach nicht erschienen, sondern zu Ben gefahren. Sie hatten eine Deckenburg gebaut und den ganzen Abend über Geschichten gelacht, die Ben sich ausgedacht hatte. Bens Fantasie hatte Leon immer zum Lachen gebracht.

„Ach, weißt du was? Wer so ein großer Hasenfuß ist und sich nicht einmal eine Stunde in der Hütte aufhalten kann, der hat es nicht anders verdient. Selbst schuld“, sagte Emma. Dabei starrte sie Ben an.

„Na, wurdest du schon auserwählt“, sagten beide hochnäsig zu Ben, während sie lachend an ihm vorbei schlenderten. Bens Herz zog sich beim Gedanken an die Mutprobe und Leon zusammen. Er trug kein Armband.

* * *

Auf dem Bett liegend blätterte Ben durch ein Fotoalbum. Tante Irene hatte es für ihn

gemacht. Ihr tat es gut, nach dem Tod ihres Sohnes etwas zu machen und sie wusste, wie viel es Ben bedeutete. Das Album enthielt Bilder von Leon und Ben beim Spielen und Lachen. Oft sind sie gemeinsam in den Urlaub gefahren. Tante Irene wohnte direkt nebenan. Ben und Leon waren dadurch fast unzertrennlich gewesen.

Auf einem Bild standen die beiden vor einer riesigen Deckenburg. Sie hatte fast das ganze Zimmer von Leon eingeschlossen, sodass die Zimmertür sich gerade noch öffnen ließ. Die beiden Jungen standen in der Zimmertür und strahlten in die Kamera. Sie waren sieben Jahre alt. Deckenburgen und Höhlen haben beide gerne gebaut. Wenn alles fertig war, verkrochen sie sich dort und kuschelten sich mit Limo und Chips in Kissen und weitere Decken ein. Wenn sie ganz tief eingekuschelt waren, blühte Ben auf.

Er fing an Geschichten zu erzählen über Drachen und große Kriegerinnen, die sich entweder mit den Monstern anfreundeten oder ihr ganzes Land davor beschützten. Oft tauchten Hexen und Magier auf und meistens gewann das Gute. Nicht alle Ge-

schichten waren darauf ausgelegt, gut auszugehen. Manche Enden ließ er offen, weil er wusste, dass Leon einige Tage später nachfragen würde, ob er nicht doch ein gutes Ende erzählen könnte. Einfach damit die Geschichte abgeschlossen war. Ben erfüllte ihm diesen Wunsch jedes Mal.

Geister tauchten nie in den Geschichten auf. Er vermied es auch Horrorgeschichten zu erzählen. Seine Fantasie war zu aufgeweckt, als dass er sonst hätte schlafen können. Damals mit sieben, wie heute mit fünfzehn, konnte er nicht ohne sein Schlaflicht schlafen. Die tanzenden Löwen an den Wänden beruhigten ihn.

Am Abend seiner Mutprobe hatte Leon bei Ben geklingelt und darauf bestanden, wieder eine Deckenburg zu bauen. Er wollte den ganzen Abend lustige und fröhliche Geschichten von Ben hören. Ben hatte sich immer über Leons Besuche gefreut, doch dieser Abend war anders.

„Was ist mit der Mutprobe?“

„Ich will sie nicht machen. Ich finde es bescheuert. Wir könnten nicht mehr befreundet sein, das weißt du doch oder? Ich habe es bei so vielen gesehen. Entweder

Gelb, Blau oder Außenseiter“, sagte Leon und rümpfte die Nase.

„Glaubst du, du wirst sterben? So wie Mona und die anderen?“

Bens Kehle wurde trocken und er nahm einen großen Schluck aus der Limoflasche.

„Vielleicht, aber – was auch immer dahintersteckt – Ich werde meine Freunde nicht verraten. Keinen Einzigen. Für kein Armband der Welt. Und jetzt erzähl schon was.“

Ben fing an zu erzählen und hörte erst tief in der Nacht auf, als alle Armbänder der Nacht verteilt waren.

* * *

Ben beobachtete teilnahmslos das Treiben auf dem Schulhof. Die Blauen und die Gelben bildeten verschiedene Fronten. Er sah wie ein Junge mit einem blauen Armband einer anderen Schülerin etwas in den Rucksack steckte. Wahrscheinlich gehörte der Rucksack einer gelben Armbandträgerin. Ben war sich nicht sicher. Das Treiben zeigte deutliche Muster. Blau gegen Gelb. Gelb gegen Blau. Die Armbandlosen hielten sich

versteckt, um nicht zusätzlich zur Ausgrenzung zwischen die Fronten zu geraten.

„Hier“, sagte Lucy. Sie war ein Jahrgang über ihm, trug ein gelbes Armband und schaute gelangweilt zu Ben herunter. Er nahm den Briefumschlag entgegen und ohne ein weiteres Wort drehte Lucy sich weg. Armbandlose wurden nur dann beachtet, wenn sie einen Briefumschlag bekamen. Auch das hatte Ben beobachtet. Außerdem kannte er den Inhalt bereits. Leon hatte einen gleichen Brief vor einem Monat bekommen. Am Tag, als er zur Mutprobe eingeladen wurde. Nun musste Ben sich entscheiden, ob er daran teilnehmen wollte.

Lieber Ben,

du hast die Chance am kommenden Vollmond, Freitag, den 29.09.2023, ein Teil von uns zu werden. Nicht jeder kann das erreichen, was wir zusammen erreicht haben. Habe Mut und finde dich um 23.30 Uhr am unteren Rand der Lichtung ein. Wir führen euch zur Hütte. Um 1 Uhr holen wir euch wieder ab. Entscheide dich für Blau oder Gelb und du wirst ein Teil von uns sein.

Mochte er Teil von ihnen sein? Er kannte die Alternative. Sein Magen verkrampfte sich. Wieso er? Hätte er nicht einfach Außenseiter bleiben können? Nun musste er wählen. Ein Teil einer Gemeinschaft werden oder neben Leon an der Wand hängen? Was machte ihm mehr Angst? Er wusste es nicht. Konnte es nicht wissen. Wollte es nicht wissen.

Ben war nicht der Einzige, der einen Brief bekommen hatte. Sieben Außenseiter konnte er direkt zählen, doch es mussten dreizehn Kinder sein. Bei allen anderen Mutproben lief es so ab. dreizehn Kinder wurden ausgewählt und einer starb. Bens Magen zog sich bei dem Gedanken noch weiter zusammen. Ohne die anderen Schülerinnen und Schüler zu beachten, verließ er das Schulgelände.

Ein Schrei hallte über den Schulhof. Lucy hatte in ihren Rucksack gegriffen. Tränen standen ihr ins Gesicht. Eine Mausefalle schmückte nun ihren Zeige- und Mittelfinger. Die Blauen lachten. Die Gelben halfen Lucy und brachten sie zur Krankenstation. Andere von ihnen gingen direkt auf die

Blauen zu. Die Rache der Gelben bekam Ben nicht mit.

* * *

Ben versuchte, einen klaren Kopf zu bekommen. Es war die letzte Mutprobe, die an der Schule stattfinden konnte. Bei 169 Schülerinnen und Schülern von der siebten bis zur zwölften Klasse waren nur noch dreizehn Außenseiterinnen und Außenseiter übrig. Er hätte vorher wissen können, dass er der Nächste ist. Wie hatte er das verdrängen können? Wie konnte er so blind sein?

Das Wissen darüber machte die Situation nicht besser. Er wollte in keine Hütte. Schon gar nicht bei Nacht. Sein Löwenschlaflicht würde er nicht mitnehmen können, wenn er in der neuen Gemeinschaft Freunde finden wollte. Die anderen machten sich so schon über ihn lustig. Aber wollte er Freunde finden? Wenn Leon nicht da war, genoss er das Alleinsein. Jedoch beneidete er seinen Cousin um seine Freundschaften. Im Grunde wünschte er sich Freunde. Leons Freunde trugen jetzt alle ein Armband. Ihre Freundschaften sind ausein-

ander gebrochen, weil sie unterschiedliche Farben gewählt hatten. Leon hatte am Ende nur noch Ben und Vivien gehabt. Ben mochte Vivien. Sie hatte ihn immer akzeptiert.

Leon hatte aus Loyalität zu seinen Freunden keine Seite gewählt. Nach seinem Tod wusste Ben nicht, für wen er diese Loyalität noch aufbringen würde. Aber wenn er die Mutprobe machte, würde er dann nicht Leons Werte verraten? Wäre der Tod seines Cousins dann sinnlos geworden? Hätte Leon gewollt, dass auch Ben den Weg des Todes wählt? Oder war sein Tod auch ein Anstupsen, damit sein ängstlicher Cousin sich traut? War nicht die Angst vor dem eigenen Tod viel intensiver als die Angst vor der Dunkelheit?

„Vivien wird auch die Mutprobe bestreiten. Du schaffst das, Ben. Du wirst den Mut haben und dann sehen, weshalb sich alle verhalten als hätten sie eine Gehirnwäsche bekommen. Du schaffst das, Ben. Du bist alt genug, um dich zu überwinden. Du schaffst das, Ben. Stell dich an dem Abend einfach neben Vivien. Du schaffst das, Ben. Denk an Leon. Du schaffst das, Ben“, flüsterte er lei-

se vor sich her, bis er bei Leons Grab angekommen war.

„Ich möchte gerne hier wohnen bleiben, weißt du? Meine und deine Eltern wiedersehen. Ich möchte einfach leben. Ich mag es hier, auch wenn ich mich gerne zurückziehe. Ich möchte kein Armbandzombie werden, aber leben, weißt du. Ich bin nicht so stark wie du. Ich kann nicht anders. Irgendwann ist der Spuk mit den Armbändern bestimmt vorbei und wir werden alle normal sein. Wenn ich jetzt gehe, werde ich das nicht miterleben können. Verzeih mir, Leon. Ich wähle mein Leben.“

* * *

Ben hatte sich für den Abend mit Vivien verabredet. Sie wollten gemeinsam zum Treffpunkt gehen. Seinen Eltern hatte er gesagt, dass er mit Vivien zu einer kleinen Party bei Leons Freunden gehen wird. Sie haben sich gefreut, dass Ben nach Leons Tod Anschluss finden konnte und nicht alleine mit seiner Trauer blieb. Seine Eltern machten sich Sorgen um ihn, das wusste Ben. Er wollte ihnen gerne diese Sorgen nehmen, konnte es aber nicht.

Vivien hielt die Verabredung ein und sie trafen sich eine Stunde vor der Mutprobe am vereinbarten Treffpunkt. Sie schwelgten in Erinnerungen an Leon. Nach und nach trafen dann auch die anderen Teilnehmenden ein.

„Na, sieh mal einer an. Baby-Ben traut sich aus seinem Schneckenhaus raus. Hat deine Mama dir Windeln eingepackt“, sagte Calvin, der zwei Klassen über Ben war.

„Lass ihn“, zischte Vivien.

„Deine Babysitterin hast du auch gleich mitgebracht.“

„Lass gut sein, Viv. Er ist es nicht wert“, sagte Ben.

Alle waren gekommen. Ben nickte einigen von ihnen zu. Im Gegensatz zu Calvin hatten sie Respekt vor Ben, schließlich hatte er sich bis hierhin getraut.

„Tut mir leid wegen Leon“, sagte Amara aus der siebten Klasse. Ben erwiderte kurz ihr Lächeln. Besonders fiel ihm ein weiteres Mädchenpaar auf. Monja und Julia, die Händchen haltend beieinander standen. Sie sprachen sich gegenseitig Mut zu. Um ihre Handgelenke waren bereits Armbänder ge-

bunden. Rote Freundschaftsbänder, die auch Leon in der Grundschule mit seinen Freunden geteilt hatte. Viel Zeit, um darüber nachzudenken, blieb nicht.

Edwin mit blauem Armband und Lucy, die seit zwei Tagen keinen Verband mehr um ihre Finger trug, kamen zu den Wartenden.

„Nun sind wir wohl vollzählig“, nuschelte Edwin. „Dann können wir mit der Einführung starten. Wir bringen euch zur Hütte. Dort angekommen, lassen wir euch alleine. Die Tür wird eine Stunde verriegelt sein. In der Mitte des Raumes steht ein Tisch. Darauf liegen Armbänder, ihr wisst schon. Wählt eins und setzt euch dann schweigend auf einen der Stühle an der Wand. Noch Fragen?“

„Wieso dürfen wir in der Zeit nicht reden?“ fragte Monja.

„Ist halt so“, sagte Edwin.

„Was passiert, wenn wir doch reden?“ fragte Julia, um ihre beste Freundin zu unterstützen.

„Bisher hat kein Quatscher überlebt“, sagte Lucy, obwohl sie die Regeln selbst

nicht verstand. Sie konnte sich nicht einmal mehr an die Stunde erinnern.

Ohne weitere Fragen ging es zur Hütte. Die dreizehn Teenager gingen geschlossen hinein. Ben hielt sich an Vivien und folgte ohne zu zögern. Als alle drin waren, fiel die Tür zu und war verschlossen.

* * *

Sie standen in einer gewöhnlichen Blockhütte. Kein Anzeichen davon, dass hier etwas Besonderes passieren sollte. Es gab ein Fenster, welches mit Brettern zugenagelt war. Ansonsten war alles karg. Es standen dreizehn einfache Holzstühle an den Wänden der Hütte, genau wie Lucy und Edwin gesagt hatten. Ben sah dreizehn blaue und dreizehn gelbe Armbänder auf dem Tisch, der genauso alt aussah, wie er ihn sich vorgestellt hatte.

„Alle können also frei wählen“, dachte er.

„Scheiße, wir sind ja wirklich eingeschlossen“, jammerte Julia, die eben noch an der Tür geruckelt hatte.

„Dachtest du, die bluffen oder was. Sei keine Memme, wir haben hier schon ein

Riesenbaby in unserer Truppe“, zischte Calvin. Monja nahm ihre Freundin ein letztes Mal in den Arm.

Calvin stolzierte als Erster zum Tisch und wählte ein gelbes Armband. Dann gestikulierte er, dass seine Lippen nun versiegelt seien und setzte sich auf einen der Stühle. Die anderen folgten zögerlich seinem Beispiel. Monja schnappte sich auch ein gelbes Armband und streifte es glücklich ums Handgelenk. Traurig blickte Julia sie an und wählte ein blaues Armband. Mit Calvin wollte sie sich keine Farbe teilen. Amara wählte ebenfalls ein blaues Armband. Die Restlichen außer Vivien und Ben wählten Gelb. Sie waren die Letzten, die noch wählen mussten.

Ben schaute sich noch einmal um. Nichts wirkte besonders Angst einflößend. Doch er zögerte mehr als die anderen. Er zögerte nicht vor der Wahl. Die Farbe war ihm egal, er hatte keine Freunde in einer der Gruppen. Es war etwas anderes. Die Luft schien sich zu verändern. Sie war verbraucher als sie nach der kurzen Zeit hätte sein müssen. Der Geruch von Schwefel mischte sich mit dem der klaren Nachtluft, die noch bis vor

Kurzem den Raum erfüllt hatte. Rochen die anderen gar nichts? Ben wusste, dass selbst wenn er fragen würde, die anderen nur Gefahr liefen, zu reden und das war strengstens verboten. Er wollte nicht schuld daran sein, dass jemand die Regeln brach. Es war eine Falle. Eine riesige Falle, in die sie geraten waren. Doch es war zu spät um auszuweichen. Ben sah keine Möglichkeit für einen Rückzug.

„Hier, nimm das hier“, sagte Vivien. „Lass uns die gleiche Farbe nehmen.“ Dann verstummte sie, weil sie sich ihr Armband umgelegt hatte. Ben nahm sein blaues Armband resigniert entgegen und wählte den letzten freien Platz. Er wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war, aber er ahnte, dass nun die eigentliche Mutprobe begann. Wovor er anfangs Angst gehabt hatte, schien nur noch ein Witz aus der Vergangenheit zu sein.

* * *

Stille legte sich über den Raum. Sie schauten sich an und warteten darauf, dass etwas passierte. Ben blickte alle nacheinander an. Amara, Julia und Vivien erwiderten sei-

nen Blick mit einem kurzen Lächeln. Die Restlichen schauten genervt weg. War das schon die Auswirkung der Armbänder? Ein Lächeln von seinen neuen Freunden und Ablehnung von allen anderen? Neugierig drehte er sein Armband am Handgelenk hin und her. Es war nichts Besonderes. Kein teures Material, ein einfaches blaues Stoffarmband. So ein Ähnliches hatte er mal bei einem Stadtfest am Einlass bekommen. Am Abend hatte er es direkt wieder abgeschnitten. Dieses würde er erst einmal tragen müssen.

Die Zeit schien nicht zu vergehen. Doch Ben merkte, dass es gleich losgehen musste. Die Luft roch so intensiv nach Schwefel, dass ihm schlecht wurde. Er versuchte, sich weiter zu konzentrieren. Was auch immer jetzt passieren würde, es war Teil der Veränderung seiner Klassenkameradinnen und Klassenkameraden. Die Anspannung in ihm stieg und er merkte, wie er in die Bewusstlosigkeit glitt. Doch war es keine Bewusstlosigkeit, sondern eine Art Trance, denn er nahm sich und sein direktes Umfeld noch wahr.

Ben versuchte, sich zu bewegen, konnte es nicht. Seine Arme und Beine hörten nicht auf seine Befehle. Sein Kopf blieb fest in seiner Position. Das Einzige, das ihm gehorchte, waren seine Augen, die er gezielt hin und her bewegte. Sein Verstand war glasklar. Eine Schattengestalt schwebte über ihnen. Kam auf ihn zu und entfernte sich wieder. Er wollte schreien, fliehen. Doch nichts von all dem gelang ihm. Sein Herz begann zu rasen. Er musste weg, sonst, so fürchtete er, würde der Schatten seinen Körper einnehmen.

Stimmen drangen tief in seinen Kopf ein. Sie pulsierten, kreisten und setzten sich fest. Er versuchte, sich weiter zu bewegen, zu schreien. Sein Körper verharrte. Rote Punkte leuchteten im Schatten. Sie wirkten wie Augen und dann wieder nur wie Punkte in der Dunkelheit. Er war gefangen. Musste raus. Sein Gehirn schrie nach Bewegung und nahm stattdessen Worte und dumpfe Schläge in sich auf.

Ben erwachte aus seiner Bewegungslosigkeit als der Lichtschein einer Taschenlampe die Hütte ein wenig erhellte. Seine Beine waren verkrampft und er fühlte sich

ausgelaugt und müde. Den anderen schien es ähnlich zu gehen. Ohne ein weiteres Wort auszutauschen, verließen die Teenager die Hütte und gingen geradewegs nach Hause. In dieser Nacht schlief Ben traumlos.

* * *

Am Montag in der Schule wurde Ben von Vivien, Julia und weiteren Kindern mit blauen Armbändern begrüßt. Er stellte sich in eine kleine Gruppe und wurde von allen ins Gespräch eingebunden. Lachend erzählte er Julia und Vivien eine seiner Geschichten, die bis dato nur Leon vorbehalten waren. Beide hörten begeistert zu. Von innen breitete sich eine Wärme in seiner Brust aus, die er noch nie gespürt hatte. Er gehörte dazu. Er war beliebt und es fühlte sich gut an.

„Hier hast du deine ekligen Sachen zurück“, kreischte Monja ihre beste Freundin an. Julia schmiss ebenfalls eine Tüte nach ihrer Freundin. Monja verzog angeekelt das Gesicht als sie die Tüte aufhob und hineinsah. Julia grinste.

„Ich habe deine Sachen etwas aufgehübscht. Und jetzt verpiss dich aus unse-

rem Blickfeld.“ Ben empfand Befriedigung, als er die Szene beobachtete.

„Warte nur ab“, sagte Monja und ging zu Calvin und ihren neuen Freunden zurück.

Als Ben Emma bei den Gelben sah, verkrampfte sein Magen. In ihm stieg ein ungewohntes Gefühl auf. Sein Puls stieg und sein Kopf pochte. Seine Faust ballte sich instinktiv zusammen. So eine Wut hatte er vorher noch nie gespürt. Zielstrebig ging er auf die gelbe Wand zu. Fokussiert auf Emma hob er seine Faust und schlug ihr ins Gesicht. Blut quoll aus ihrer Nase. Ben hob direkt zum zweiten Schlag aus, verfehlte Emma. Mehrere Hände hielten Ben fest und zerrten ihn von Emma weg, die weinend am Boden lag. Ben schlug wild um sich, versuchte vergeblich, sich zu befreien. Seine blauen Freunde kamen zu ihm geeilt und halfen ihn aus der Masse frei zukämpfen. Ben verließ das Geschehen und spuckte in Emmas Richtung.

Wütend stampfte Ben durch die Schule. Vivien war ihm nachgelaufen und nahm ihn zufrieden in den Arm.

„Das war fantastisch, Ben. Emmas Nase ist bestimmt gebrochen oder so. Sauberer Schlag.“ Ben schaute sie wütend an.

„Calvin hat alles ruiniert. Wenn er nicht wäre, dann hätte sie viel mehr abbekommen. Sie hat sich über Leon lustig gemacht, weißt du.“ Vivien schaute ihn irritiert an.

„Leon? Egal, komm wir planen was gegen Calvin. Das wird lustig.“ Ben stimmte zu.

Als Ben aus der Schule kam, war zu Hause alles wie gewohnt. Seine Eltern wurden nicht wegen der Vorkommnisse in der Schule kontaktiert. Kein Gespräch, kein Ärger. Zufrieden ging Ben auf sein Zimmer. Auf seinem Bett lag ein Briefumschlag und ein gelbes Post-it hing daran. Ben las mit gesteigerten Puls:

Lieber Ben, Leon bat mich, dir den Brief zu geben, sobald du ein Armband trägst.

Liebe Grüße

Tante Irene.

* * *

Hi Ben,

wenn du das liest, bin ich schon tot, aber das weißt du dann ja. Es fühlt sich komisch an, dir diesen Brief zu schreiben. Es fühlt sich an, als wäre ich schon tot, dabei lebe ich beim Schreiben noch. Schrödingers Leon oder so ähnlich. Weißt du noch wie wir darüber Witze gemacht haben? Wie du mir die Geschichte der armen Katze erzählt hast, die selber nicht mehr zu wissen schien, ob sie jetzt lebt oder nicht. Die dann einfach die Kiste geöffnet hat, um es herauszufinden. Ich werde auch die Kiste öffnen. Doch im Gegensatz zur Katze werde ich tot sein. Deine Geschichten gingen immer gut aus. Diese wird es auch, Ben. Auch wenn ich nicht mehr darin auftauchen werde, bin ich ein Teil deiner Geschichte.

Ich habe mich entschieden, dass es ok ist, zu sterben. Das habe ich für mich, aber auch für dich entschieden. Tut mir leid, dass ich dich nicht eingeweiht habe. Diesen Weg muss ich alleine gehen. Ich wünsche mir, dass du weitergehst. Ohne mich, aber als du. Als lebender Ben, der die Welt besser macht. Fantastischer und mit mehr Kistenöffnern.

Ich wollte nie Teil der Mutprobe oder der Konflikte zwischen Freunden sein. Es ist falsch und fernab von dem, was ich greifen konnte. Mein Gehirn schreit beim Gedanken ein Teil davon sein zu müssen. Ich bin mir der Konsequenzen bewusst. Ich weiß aber auch, dass du die Mutprobe aus Angst nicht machen würdest. Dein Schlaflicht spricht da Bände, Ben. Aber das habe ich immer an dir geliebt. Du bist echt. Ich will nicht, dass Angst dein Todesurteil ist.

Wenn du den Brief liest, hast du dich für Blau oder Gelb entschieden. Ich kenne dich besser als deine neuen Freunde. Du bist niemand, der Konflikte herbei führt. Du bist jemand, der Welten erschafft. Der Menschen fasziniert und nicht spaltet. Egal, was du bereits getan hast, das warst nicht du, Ben. Bitte Ben, bleib du selbst.

Ich kann mir nicht vorstellen, dass du dich zwischen einem der Bänder entscheiden konntest. Du warst noch nie ein guter Entscheider. Ich hoffe es. Denn dann besteht Hoffnung. Es ist ein Pakt. Ein Pakt, den du freiwillig eingehen musst. Ich weiß nicht viel mehr, aber du kannst dich befrei-

en. Ben, wenn du das nicht getan hast, dann wehre dich. Bleib bei dir. Bleib Ben!

Bitte kehre für mich zu dir zurück. Du musst niemanden verletzen, wenn du es nicht willst. Denk daran. Denk an mich.

Ich liebe dich

Leon

* * *

Emmas Nase war tatsächlich gebrochen. Das freute Ben nicht so sehr wie am Tag davor. Die anderen feierten, dass sie schlecht Luft bekam. Ben tat das ganze leid. Calvin war gar nicht erst zur Schule erschienen. So wie der gestern ausgesehen hatte, war das nicht verwunderlich. Der Streich war gelungen. Vivien strahlte über das ganze Gesicht. Die Blauen sonnten sich in ihrem Tagessieg. Die Gelben schmiedeten Rachepläne.

„Komm schon, Ben. Du hast es den Gelben gestern richtig gegeben. Feier ein wenig mit“, sagte Vivien während ihres Freudentanzes.

„Mir ist nicht so nach feiern. Das hat nur noch mehr Ärger verursacht. Ich gehe zu Leon.“

„Was hast du nur immer mit diesem Leon? Er ist keiner von uns.“ Ohne einen Kommentar schlenderte Ben ins Schulforum zur Fotoreihe. Niemand interessierte sich mehr für die zwölf Fotos. Der Schulleiter putzte mit einem Tuch über die Rahmen.

„Hallo Ben. Sie stauben ein, wenn man sie nicht ab und zu pflegt“, sagte der Schulleiter. Ben nickte.

„Nicht am feiern?“ fragte der Schulleiter und zeigte auf Bens Armband. Er wusste also was in der Schule abging. Wieso tat er nichts dagegen?

„Nein, ich wollte lieber Leons Gesicht sehen.“ Fasziniert blickte der Schulleiter Ben an.

„Soso. Dann lasse ich euch mal alleine.“ Grinsend stolzierte er in sein Büro.

„Komischer Typ“, dachte Ben. Leons Lächeln in schwarz und weiß wirkte fremd und doch beruhigend.

„Ich habe dich nicht vergessen“, flüsterte Ben seinem Cousin zu. „Du hattest Recht. Es bringt mir keinen Spaß den anderen

Streiche zu spielen oder sie zu verletzen. Die Wut, die ich auf Emma hatte, überkam mich gestern, als hätte ich keine Kontrolle mehr über mich. Es ärgert mich, dass Vivien sich nicht mehr für dich interessiert. Sie sind nur noch mit dem Konflikt zwischen den zwei Gruppen beschäftigt. Was soll ich nur tun?“

Ein Junge mit einem gelben Armband setzte sich weinend auf die Treppe neben der Fotoreihe.

„Was ist los?“ fragte Ben ihn.

„Das geht dich Schlumpf nichts an“, erwiderte dieser.

„Es ist doch egal, welches Armband ich trage. Ich will dir helfen.“

„Auf blaue hinterhältige Hilfe kann ich verzichten.“ Ein Knall übertönte das Gespräch. Feuerwerkskörper wurden gezündet und geworfen. Amara hielt sich ihren Arm. Ein Feuerwerkskörper war neben ihr hochgegangen und hatte sie getroffen. Ben hörte Schreie und wildes Herumlaufen. Nun grinste der Junge auf der Treppe wieder und rannte nach draußen. Ben steckte das Bild von Leon ein und verließ die Schule ein letztes Mal.

* * *

In der Nacht ging Ben alleine den Weg zur Hütte. Seine Taschenlampe spendete ihm ein wenig Licht. Schatten und fremde Geräusche begleiteten ihn, aber er bekam keine Angst wie sonst. Seit er das Armband trug, brauchte er sein Schlaflicht abends nicht mehr. Generell war er mutiger, un kreativer und wütender geworden. Ben hatte sein batteriebetriebenes Schlaflicht und das Foto von Leon in einen Rucksack gesteckt und war sich sicher, dass das die beste Reisebegleitung für den Abend war.

Sein Plan war, es die Hütte genau zu untersuchen. War sie vielleicht verkabelt oder mit Kameras ausgestattet? Es musste eine Erklärung geben, wieso seine gesamte Schule sich im Konflikt befand. Wie konnten Kinder sterben, wenn sich keiner wirklich daran erinnerte, was passiert war? Er wollte es wissen. Er wollte es beenden.

Die Hütte lag unverschlossen am Waldrand auf einer Lichtung. Von außen wirkte sie unscheinbar. Sie hatte sich seit der letzten Vollmondnacht nicht verändert. Die dreizehn Stühle und der Tisch standen noch

auf ihren Plätzen. Die nicht gewählten Armbänder waren verschwunden. Nachdem Ben die Hütte betreten hatte, fiel die Tür ins Schloss. Es roch nach klarer Nachtluft.

Ben tastete alle Wände ab und leuchtete in jede Ecke. Es gab anscheinend keine Kameras. Auch keine Rohre, durch die Gase geleitet werden konnten. Er konnte sich nicht erklären, wieso alle Schülerinnen und Schüler weggedriftet waren. Es war eine normale Hütte, wie sie überall hätte stehen können. Ben nahm Leons Bild aus dem Rucksack und stellte es auf den Tisch.

„Nun kannst du auch an der Mutprobe teilnehmen, Leon“, sagte er dem Bild zugewandt.

Die Luft zog sich zusammen. Ben nahm einen leichten Schwefelgeruch wahr. Es war also wach. Entschlossen holte er auch sein Schlaflicht hervor, stellte es neben Leon und schaltete es ein. Sofort erstrahlten Löwen an den Wänden und an der Decke. Sie tanzten durch den Raum. Ben lächelte. Es beruhigte ihn zu wissen, dass Leon und sein Schlaflicht bei ihm waren.

Der Schwefelgeruch wurde stärker. Er drang tief in Bens Nase ein. Die Tür verrie-

gelte sich. Druck breitete sich in ihm aus. Sein Kopf schien explodieren zu wollen. Es pulsierte und stach in ihm. Am liebsten wäre Ben dem Druck nachgegangen und zu Boden gesunken, aber er musste stark sein. „Für Leon. Für Leon!“ dachte er immer wieder und drängte den Druck immer wieder zurück. Ein greller Schrei durchzog seinen Kopf. Ben erstarrte und jeder Wille wich von ihm. Er fiel in Ohnmacht.

* * *

Sein Verstand wurde klar, aber bewegen konnte er sich nicht. Er spürte, dass er auf dem Hüttenboden lag. Sein Kopf schmerzte vom Aufprall. Ein Dröhnen drang durch seinen Schädel. Er erinnerte sich an den Schrei. War das Leons Stimme gewesen? Das war unmöglich. Leon war tot. Dieses Etwas wollte ihm Angst einjagen. Er war nicht mehr ängstlich. Er hatte die Mutprobe bestanden, auch wenn sie eine Falle gewesen war. Ben blickte hin und her. Zu mehr war sein Körper nicht mehr fähig. Die Löwen kreisten weiter im Raum umher.

Der Schatten mit den roten Augen erschien wieder über ihm. Er spürte wie sein

Puls sich beschleunigte. Seine Kehle zog sich zusammen. Er erinnerte sich. Seine Augen richteten sich gebannt auf die roten Punkte in der Dunkelheit, die langsam die Löwen auflösten. Ben versuchte, sich zu bewegen, sich irgendwie zu befreien. Doch er war weiterhin in seinem eigenen Körper gefangen. Hilflös blickte er den Schatten, der immer näher auf ihn zukam, an.

Ben schloss die Augen. Der Schatten war noch zu spüren. Er kam weiter auf ihn zu. Schien ihn beinahe zu erdrücken. Seine Kehle schnürte sich zu. Seine Augen öffneten sich und suchten die Hütte ab. Wo war das Foto? Er blickte auf den Tisch, von dem aus Leon ihn angrinste. Ben fokussierte seinen Cousin und fing an, ein- und auszuatmen. Immer weiter. Der Schatten geriet für einen kurzen Moment in Vergessenheit. Es gab nur noch Leon und Ben.

Es funktionierte. Bens Atem wurde ruhiger und die Löwen sprangen hell erleuchtet an die Wände zurück. Bens Gedanken wurden wieder klarer und der Schatten wich ein Stück zurück. War das alles? Ben konzentrierte sich weiter auf seine Atmung und seinen Cousin. Seine Gedanken ließ er

kommen und gehen. Keinen hielt er fest. Auch die Angst, die ihn vorher überkommen hatte, war verschwunden. Seine Kehle war frei und der Schwefelgeruch wich der klaren Nachtluft Stück für Stück. Je mehr sich Ben auf Leon und seine Atmung konzentrierte, desto weiter wich der Schatten von ihm. Bis er ganz verschwunden war.

Der Schwefelgeruch war vollkommen aufgelöst. Ben lag bewegungsunfähig in der durch Löwen erleuchteten Hütte. Seine Atmung war ruhig. Sein Fokus unverändert. Ben fühlte sich, als würde sein Körper zu schweben beginnen. Etwas umschloss seine Arme und Beine. Um ihn herum wurde es kalt und die Löwen verschwanden in der Dunkelheit. Der Schatten war mit Ben verschwunden.

* * *

„Hi Monja, wollen wir nach der Schule ins Kino?“ fragte Julia ihre ehemals beste Freundin.

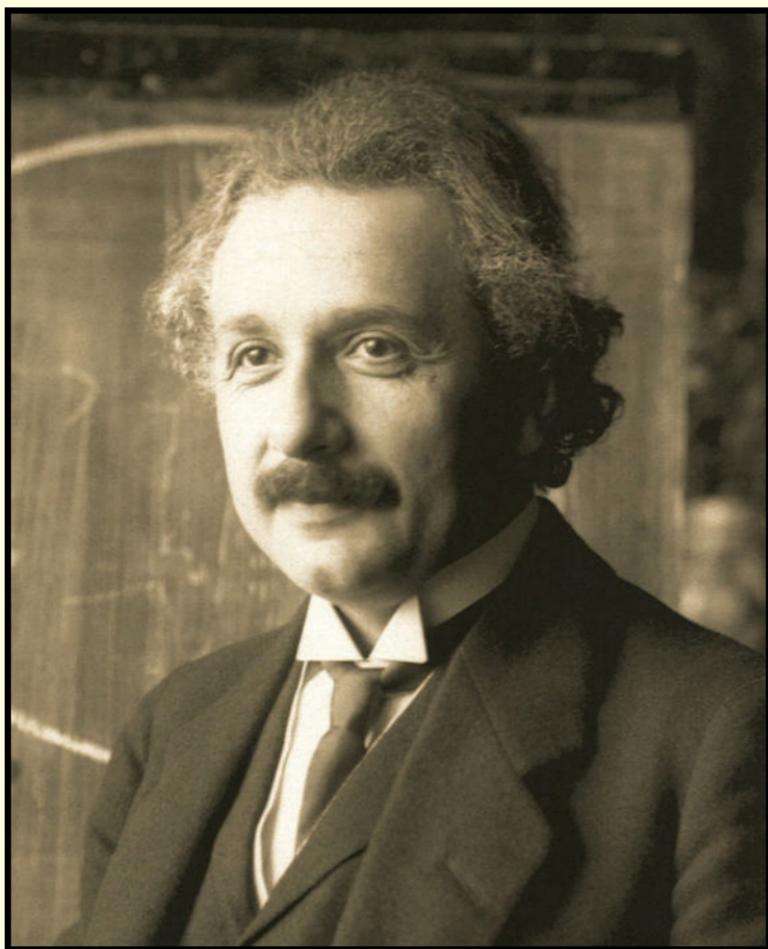
„Sehr gerne“, antwortete Monja. „Ich bin froh, dass wir wieder etwas unternehmen. Es ist schon viel zu lange her.“ Die Freundinnen nahmen sich in den Arm. Ihre

Armbänder waren verblasst und es dauerte nur wenige Tage bis alle Schülerinnen und Schüler sie wieder abstreiften. Die Konflikte waren beigelegt. Niemand schien sich mehr zu erinnern, was die anderen getan hatten. Der normale Schulalltag wurde wiederaufgenommen.

Am Samstag, den 28. Oktober 2023, schlenderte der Schulleiter pfeifend durch das Schulgebäude. Vor den elf Fotos der verstorbenen Kinder hielt er inne, nahm ein Tuch und wischte den Staub herunter. Als er damit fertig war, nahm er alle Bilder ab und verstaute sie in einer kleinen Holzkiste. Er wollte sie noch am Abend hinter der Schule verbrennen. Erst dann war es vorbei.

Ben kam nicht wieder in die Schule zurück. Niemand vermisste ihn, denn niemand war mit ihm befreundet gewesen. Niemand hätte mit ihm wieder zur Normalität finden können. Selbst Vivien kam kein Gedanke an die gemeinsame Zeit mit ihm. Es gab keinen Suchtrupp. Nicht einmal eine Vermisstenanzeige. Ben, Leon und die elf Kinder auf den Bildern waren aus dem Dorf verschwunden, als hätte es sie nie gegeben.

Zweieundvierzig Jahre später waren die Schülerinnen und Schüler von 2023 verzo- gen und neue Familien hatten sich in dem Dorf angesiedelt. Teenager kamen und ver- ließen die Schule. Am 14. Oktober 2065 be- schlossen dreizehn Kinder der Dorfschule eine Mutprobe zu bestreiten. Sie gingen in eine kleine Hütte und verließen diese nach genau einer Stunde. Am nächsten Tag prä- sentierten sie stolz ihre roten und grünen Armbänder. Der neue Schulleiter hing ein Foto an die Wand. Es zeigte einen grinsen- den Jungen in schwarz und weiß. Nachdem er das getan hatte, ging er pfeifend in sein Büro. An den Wänden tanzten Löwen auf und ab.



Albert Einstein (1879–1955)

GRUNDLAGEN

Einstein 141

Artikel

Gerd Maximovič

Zitiert wird:

– Bergson, Henri: Dauer und Gleichzeitigkeit. Philo Fine Arts, Hamburg 2014. Fundus-Bücher 218. Zitiert als „Dauer“.

– Nietzsche, Friedrich: Jenseits von Gut und Böse. Insel Verlag, Frankfurt am Main 1984. insel taschenbuch 762

Die Überlegungen, welche im Zusammenhang mit Albert Einstein (1879 – 1955) aufgeworfen werden, geben zu denken. Da

vergeht die Zeit langsamer (oder schneller, je nach Bezugspunkt), so daß zu allermindest eine kleine Unsterblichkeit winkt (von welcher der Betreffende aber gar nichts merkt, während ein vergleichender Beobachter dies angeblich sehr wohl feststellt). Schnell fliegende Objekte werden – allein auf Grund der Betrachtungsweise, also des Zuschauens – kürzer.

Das geht sogar noch weiter, wie auch frühere Philosophen und Denker in Sachen Welterklärung schon erachteten: Raum ist Zeit, Zeit ist Raum, erfahren wir in diesem Zusammenhang, und dergleichen. Nicht wahr, das alles (und viel mehr) hört sich verrückt an. Indes aber, es wurden Messungen (von Michelson und Morley) vorgenommen, welche die Welt vor ein Rätsel stellen und in ihrem Gefolge all diese Fragen aufwerfen.

Was die grundlegende Betrachtung und den fundamentalen Versuch betrifft, nehmen wir einmal einfach das zur Kenntnis, was Henri Bergson in seinem Buch „Dauer und Gleichzeitigkeit. Über Einsteins Relativitätstheorie“ hierzu schreibt. Also, das Licht ist unter anderem eine Welle. Eine Welle ist

nichts eigenes, sondern der Impuls, welcher sich durch ein Medium fortpflanzt. Eine Wasserwelle entsteht etwa dadurch, daß man einen Stein ins Wasser wirft; dieser Impuls des Steinwurfes erzeugt besagte Wasserwelle.

Wenn das Licht also auch eine Welle ist, dann ist eine solche Welle ohne ein Medium (wie Luft oder Wasser) nicht denkbar. Nun gibt es aber im Weltraum, welchen das Licht durchheilt, gewiß keine Luft oder kein Wasser (um als Medium für die Lichtwelle zu dienen). Man unterstellte darum mit logischer Folgerichtigkeit ein universales Medium, über welches der Lichtimpuls sich fortpflanzt, mithin den Äther. Ein solcher Äther wurde gesucht – und NICHT gefunden.

Nachfolgend besagtes Experiment, in welchem ein Interferometer eine entscheidende Rolle spielt. Besagtes Interferometer ist ein physikalisches Meßgerät, welches die Interferenzerscheinungen des Lichtes ausnutzt; Interferenz selbst ist die Überlagerung zweier oder mehrerer Wellenzüge.

„Dem Äthernachweisexperiment des Physikers Albert A. Michelson und des Chemikers Edward W. Morley von 1887 liegt folgende Annahme zugrunde: Gibt es einen das Universum und die Erdatmosphäre durchdringenden Stoff, dessen Bewegungen als Licht oder elektromagnetische Welle wahrnehmbar sind, muß die Bewegung der Erde durch dieses Medium auch meßbare Spuren hinterlassen. Man hält den experimentellen Nachweis des Äthers lediglich für eine Frage möglichst genauer Messung. Also wird ein Versuchsaufbau entworfen, der es erlaubt, die Differenz zwischen der sehr schnellen Lichtgeschwindigkeit ($c = \text{ca. } 300\,000 \text{ km/sec}$) und der im Vergleich dazu eher langsamen Erdgeschwindigkeit (lediglich ca. 30 km/sec) zu messen.

An der Existenz einer das Licht tragenden beziehungsweise übertragenden Substanz zweifelt in Europa um 1900 niemand.

Michelson baut ein Interferometer, welches das Verhalten von Lichtwellen nutzt, die miteinander interferieren:

Treffen zwei Wellen im gleichen Phasenwinkel aufeinander, verstärken sie sich. Treffen sie im entgegengesetzten Winkel aufeinander, löschen sie sich. Sind die Wege der beiden Lichtstrahlen genau gleich, ergibt sich ein anderes Interferenzmuster, als wenn sie verschieden lang sind. Geht man davon aus, daß die Erde durch den Lichtäther fliegt, müßte sich die Lichtgeschwindigkeit, sprich das Interferenzmuster, minimal verändern, je nachdem, ob sich das Licht mit oder gegen die Erdbewegung ausbreitet. Die Interferometer-Experimente bestehen aber im Wesentlichen darin, die Apparatur gegen die Erdbewegung zu drehen, in der Hoffnung, dabei entsprechende Interferenzveränderungen zu entdecken.

Genau genommen handelt es sich bei einem Interferometer um eine sehr feine Uhr, die in der Lage ist, selbst kleinste Verzögerungen der Lichtgeschwindigkeit zu messen. Der gewünschte Effekt zeigt sich allerdings nicht. Das Ergebnis bleibt negativ: c ist konstant und nicht abhängig vom Winkel zwischen

der Ausbreitungsrichtung des Lichtes und der Bewegungsrichtung der Erde. Einsteins spezielle Relativitätstheorie von 1905 zieht dann unter anderem die Konsequenz aus dem Null-Ergebnis des Ätherexperiments und erklärt die Annahme eines Lichtäthers für überflüssig.“ (Bergson: Dauer, S. 21 f)

Wir sehen also im Ergebnis: Geschwindigkeiten werden mitgenommen. Geht man in einem mit 100 Stundenkilometern fahrenden Zug mit einer Geschwindigkeit von 5 km pro Stunde etwa zum Speisewagen vorwärts, so legt man – vom Bahndamm aus gesehen – 105 km pro Stunde zurück (weil der fahrende Zug die in ihm schreitende Person mitnimmt).

Das Licht hat eine Geschwindigkeit von etwa 300 000 km pro Sekunde. Die Erde bewegt sich mit etwa 30 km pro Sekunde durch den Weltraum. Schießt man in Fahrtrichtung der Erde voraus einen Lichtstrahl ab, so müßte sich die Geschwindigkeit des abgeschossenen Lichtes folglich auf 300 030 km pro Sekunde erhöhen. Das ist aber NICHT der Fall! Das Licht als oberste physi-

kalische Geschwindigkeit führt uns also an eine Grenze. Und wir müssen – mit Einstein – anders denken.

Es sei nochmals daran erinnert, daß wir hier einem philosophischen Prinzip begegnen. Nämlich dem von der „schlechten Unendlichkeit“, wie etwa auch Hegel sich ausdrückt. Das besagt, man kann wohl in der Fantasie Zahlen beliebig anhäufen, dem entspricht aber keine greifbare Wirklichkeit. Zahlen lassen sich scheinbar beliebig erhöhen: man füge zu jeder „größten“ Zahl schlicht und einfach noch eine „eins“ hinzu, und selbige größte Zahl wird immer noch größer. Und so ins Unendliche. Tatsächlich ergibt das aber keinen inhaltlichen, wirklichen Sinn. Es ist und bleibt eben nur eine abstrakte Spielerei.

Nehmen wir folgendes schlichte Beispiel: und zwar bezüglich des Erhitzens oder des Abkühlens von Wasser. Man kann die Temperatur von flüssigem Wasser tatsächlich absenken oder erhöhen. Doch nur innerhalb eng umrissener Grenzen. Dann erfolgt der berühmte Umschlag der Quantität (mengenmäßiger Veränderung) in die neue Qualität (etwas Neues entsteht aus dem Alten).

Hier verwandelt sich das Wasser also zu Eis oder Dampf.

Dieses Prinzip der „schlechten Unendlichkeit“ legt also eine scheinbare Unendlichkeit nahe, welche sich demnach bloß im von der Wirklichkeit losgelösten, abstrahierenden Kopf abspielt). Besagtes Prinzip legt nahe, daß alle Vorgänge, egal, welche wir betrachten, praktischerweise irgendwann an ihre Grenzen stoßen. Dies gilt demnach auch für die oberste bekannte physikalische Geschwindigkeit, also die des Lichtes. Sie, diese universale „Höchstgeschwindigkeit“ erreicht folglich irgendwann ihre Grenze (sie liegt im Vakuum bei etwa 300 000 km pro Sekunde). Was aber ist damit oder danach oder darüber, falls man überhaupt so denken darf? Hierzu gibt Einstein einigen, wenn auch teilweise zweifelhaften Aufschluß.

Es sei auch hier nochmals einschränkend angeführt, diese Erwägungen gelten für physikalische (demnach also meßbare, gewissermaßen „greifbare“) Vorgänge oder Ereignisse. Wie steht es in diesem Zusammenhang mit der „Geschwindigkeit“ der Gedanken? Sind sie physikalisch? Sind sie –

elektronisch – meßbar? Oder müssen wir nicht zugleich unterstellen, daß ein Gedanke (gewissermaßen mit Überlichtgeschwindigkeit), gewaltige kosmische Entfernung überwindend, sogleich dort ist, wohin er gedacht wird, während das Licht als konkretes materielles Übertragungsmittel da böse hinterher hinkt.

Dies nur als ersten Hinweis, auch die Einstein'schen Überlegungen finden ihre Grenzen, stützen sie sich doch auf physikalisch greifbare Vorgänge, um dann allzu kühn in philosophischen oder esoterischen Betrachtung zu münden.

Wir befinden uns hier – über die physikalischen Erörterungen sind wir hineingeraten – auch auf philosophischem Gebiete. Raum und Zeit, wie anzumerken, diese beiden grundlegenden Größen allen Seins, sie geraten mit Einsteins Überlegungen außer Kontrolle. Folgt man Einstein, dann scheint nunmehr alles möglich. Darum wird hier auch die Grundfrage zur der Welt und etwa auch die nach ihrem Ursprung erörtert. Kann es etwa sein, daß das universale Sein sein eigener Urheber oder Schöpfer ist?

Wir sind hier also beim Anfang, der sich uns bei linearem Denken (mit Anfang und Ende) aufdrängt, mithin zugleich aber auch bei dem bekannten Baron von Münchhausen, der bekanntlich etwas mehr als nur Erstaunliches zu vollbringen imstande ist. Was den Anfang der Welt, des Seins betrifft, so stellt sich spaßeshalber die Frage, hat sich das Sein – wie weiland der Baron von Münchhausen – etwa an den eigenen Haaren aus dem Sumpf (hier also aus dem Nichts) gezogen?

„Die causa sui [Selbstursache] ist der beste Selbst-Widerspruch, der bisher ausgedacht worden ist, eine Art logischer Unzucht und Unnatur: aber der ausschweifende Stolz des Menschen hat es dahin gebracht, sich tief und schrecklich gerade mit diesem Unsinn zu verstricken. ... das Verlangen, die ganze und letzte Verantwortlichkeit für seine Handlungen selbst zu tragen und Gott, Welt, Vorfahren, Zufall, Gesellschaft davon zu entlasten, ist nämlich nichts Geringeres, als eben jene causa sui zu sein und, mit einer mehr als Münchhausen-

schen Verwegenheit, sich selbst aus dem Sumpf des Nichts an den Haaren ins Dasein zu ziehn.“ (Nietzsche, S. 30)

Man bedenke, es gibt heute (im Jahre 2022) Wissenschaftler, welche im Ernst behaupten, das Sein stamme aus dem Nichts. Indem sie aber den Begriff des Nichts auch gleich wieder flugs verändern oder verwerfen, indem das Nichts denn doch nicht das Nichts sei, sondern es gebe angeblich etwas, was sich in demselben rege. Wir dürfen auch hier, im Vorgriff, gerne behaupten, wenn es je überhaupt ein Nichts gegeben hätte oder gäbe, dieses gar für den Weltanfang angenommen, so wäre in und mit demselben (Nichts) nichts geschehen. Und, sofern es je ein Nichts gäbe oder geben hätte, dann wäre eine aus ihm folgende Welt völlig undenkbar. Die Welt aber ist, also gab es nie ein Nichts, es gibt kein Nichts, und es wird nie ein Nichts geben.

Man muß also begreifen, daß sich im „reinen Nichts“, wie für den Weltanfang angenommen, wirklich nichts tut oder regt.

Noch ein Punkt in der Vorbemerkung, er wird uns später noch weiter führen. Ist der

einzelne Mensch, wie auch mit Nietzsche erwähnt, Ursache von sich selber? Nicht wahr, es ist unmittelbar absurd, so eng oder egoistisch zu denken! Und dabei – wiederum mit Nietzsche – alle auch historischen Bezüge und Beziehungen auszuklammern, welche jede einzelne wie jeden einzelnen von uns ausmachen. Aber so ist das oftmals, sofern man selbstverliebt in den Spiegel schaut, in demselben betrachtet man immer nur sich selber.

Man darf davon ausgehen, daß alles einen – wenn auch mitunter schwer verständlichen – Sinn hat. Das gilt auch für jede Einzelperson. Dabei ist aber zugleich der Überfluß an Leben zu bedenken, mit welchem uns die Natur überall und in allen Bereichen beschert (jedenfalls nachweisbar zunächst einmal hier auf Erden). Das Leben ist demnach unerläßlich, und die Frage ist, wozu? Weil es ja denn doch einen Sinn hat.

Noch ein später weiter zu erörternder Gedanke zum vermeintlichen Anfang und dem mit ihm verbundenen vordergründigen Denken. Nämlich, was unsere ganz persönlichen Handlungen, Umgänge und Verhaltensweisen betrifft: wir werden un-

sichtbar (unterbewußt) gelenkt, inspiriert; göttliche Kräfte sind da am Werke, ohne daß wir es ich-mäßig für gewöhnlich bemerken.

Welchen Platz nehmen wir in der Welt ein? Das Unterbewußtsein lenkt und bestimmt uns, sachte, subtil, leise, während wir fälschlicherweise in all unseren Handlungen und Seinsweisen vom uns läppisch überlegen erscheinenden Ich bestimmt zu sein scheinen. Was ist das für eine lächerliche, überhebliche Selbsteinschätzung! Und, um zum entscheidenden Punkt zu kommen, wie gering erachten wir die göttlichen Kräfte in uns!

Nietzsche schreibt in obigem Zitat auch vom uns bestimmenden „Zufall“. Man bedenke aber, Friedrich Nietzsche machte sich ganz zu Unrecht auch über Schelling lustig. Das, was wir Zufall zu nennen pflegen, gibt es überhaupt nicht (man lese nur Arthur Schopenhauer). Wir verstehen zunächst bloß die Zusammenhänge nicht, in welche wir eingebunden sind.

Und was nun Schelling betrifft, derselbe schreibt nach Nietzsche von einem „Vermögen fürs ‚Übersinnliche‘“, (Nietzsche, S.

21). Welches es demnach – nach Nietzsche – nicht gäbe. Doch eben dieses gibt es wirklich! Und, mit Verlaub, man muß schon reichlich töricht sein, diese Begriffsbestimmung zu leugnen.

Gerd Maximovič



PLINIUS 2: GEOGRAPHIE Artikel

Gerd Maximovič

„Plinius der Ältere (Gajus P. Secundus). Geboren in Novum Comum (= Como) 23 oder 24. Gestorben in Stabiae (= Castellammare di Stabia) 24. August 79. Römischer Historiker und Schriftsteller. Kam beim Vesuvausbruch ums Leben. Erhalten von seinem Werk ist nur die 37 Bücher umfassende ‘Naturalis historia’, die bis zum 18. Jahrhundert als Wissensquelle diente.“ (Meyers Großes Taschenlexikon + Wikipedia)

Zitiert wird: „C. Plinius Secundus d. Ä: Naturkunde, Band II: Geographie. Artemis & Winkler, Düsseldorf, Patmos Verlag 2008. Herausgegeben und übersetzt von Gerhard Winkler und Roderich König.“

Auch in seiner Geographie hat Plinius einiges an Absonderlichem und Verwunderlichem, aber gewiß auch an Richtigem zu bieten. Zunächst bedauert er es, daß er Italien (dem Land der Länder) nicht genügend Raum bieten kann, mit diesen Worten:

„Sodann Italien... Ich weiß sehr wohl, daß man es mit Recht als Zeichen einer undankbaren und nachlässigen Gesinnung einschätzen kann, wenn ein Land, das die Ernährerin und zugleich auch die Mutter aller Länder ist, nur beiläufig und im Vorübergehen auf diese Weise besprochen wird; {ein Land}, das nach dem Willen der Götter ausersehen ist, sogar den Himmel glanzvoller zu machen, die zerstreuten Mächte zu vereinen, die Sitten zu veredeln, die verschiedenartigen und rohen Sprachen so vieler Völker durch die Gemeinsamkeit

der Umgangssprache zusammenzuführen, den Menschen Menschlichkeit zu verleihen, kurz das alleinige Vaterland aller Völker auf dem ganzen Erdkreise zu werden.“ (Plinius 2, S. 20)

Plinius spricht davon, selbst „den Himmel glanzvoller zu machen“ und „den Menschen Menschlichkeit zu verleihen“. Indes, zwei Seiten vor diesen edlen Verkündigungen erwähnt er im Hinblick auf die Asturer „etwa 240 000 Freigeborene“. Und: „Der Gerichtsbezirk von Lucus besteht ... aus fast 166 000 Freigeborenen.“ Worauf beruhte die Wirtschaftskraft des Römischen Reiches? Wir entnehmen es indirekt diesen Zitaten: auf Sklaven! Einerseits verhinderte das ja die Entwicklung moderner Maschinen (wozu auch, man verfügte ja über Sklaven). Und man bedenke dabei also weiter, das alte Rom ist also eine Wirtschaftsmacht, welche sich auf Sklaven gründet. Und auch die Germanen wären nach römischer Eroberung als Sklaven vorgesehen gewesen. Doch sie, die Germanen, wehrten sich in der Schlacht vom Teutoburger Wald (eigentlich Kalkriese, wie man heute weiß)

erfolgreich gegen dieses Ansinnen einer als so großartig und „menschlich“ geschilderten römischen Macht.

In Band 2 der „Naturkunde“ des Plinius erfahren wir unter anderem von einem Berge, der so hoch ist, daß er in die Nähe der Mondbahn emporragt:

„... ein stiller Schauer ergreife die Gemüter der Nahenden und dazu ein Schrecken vor dem über die Wolken und in die Nähe der Mondbahn emporragenden Berg. In den Nächten schimmere er auch von zahlreichen Feuern, werde durch die Ausgelassenheit der Aigipane und Satyrn erfüllt und halle wider vom Spiel der Flöte und der Pfeife und vom Lärm der Pauken und der Zimbeln. ... Die Entfernung zu ihm ist unermesslich und noch nicht sicher bekannt.“
(Plinius 2, S. 104)

Über Afrika weiß Plinius folgendes zu berichten:

„Die Atlanten sind der menschlichen Lebensweise entfremdet, wenn wir es

glauben. Denn bei ihnen gibt es keine Bezeichnung mit einzelnen Namen, sie sehen die auf- und untergehende Sonne mit schrecklicher Verwünschung wie ein ihnen und ihren Äckern verderbenbringendes Wesen an, und im Schlaf träumen sie nicht wie die übrigen Menschen. Die Trogodyten graben sich Höhlen; diese dienen ihnen als Behausungen, als Nahrung haben sie das Fleisch von Schlangen und {sie bringen nur} ein Zischen, keine Stimme {hervor}: deshalb mangelt ihnen die Verständigung durch die Sprache. Die Garamanten schließen keine Ehen und leben nach Belieben mit den Frauen zusammen. Die Augilen verehren nur Götter der Unterwelt. Die Gamphasanten sind nackt und halten nichts von Kriegen, sie treten mit keinem Fremden in Verbindung. Es heißt, den Blemmyern fehlen die Köpfe, da Mund und Augen mit der Brust verhaftet seien; die Satyrn hätten außer der Gestalt nichts Menschenartiges; das Aussehen der Aigipane sei so, wie es gewöhnlich abgebildet werde; die ‚Riemenfüße‘ seien gewissermaßen

Schlappfüße, deren Eigenart es sei, sich durch Kriechen fortzubewegen... Über Afrika gibt es weiter nichts Erwähnenswertes mitzuteilen.“ (Plinius 2, S. 116 f)

Hier wäre natürlich festzustellen, ob die bei Plinius erwähnten „Atlanten“ sich denn der bedeutenden Rolle der Sonne für unser aller Leben und überhaupt für das Leben im Kosmos bewußt sind (oder waren). Es fällt der Hinweis auf, jene träumten im Schläfe nicht wie die übrigen Menschen. Sie träumen also überhaupt nicht? Das ist, mit Verlaub, völliger Unsinn, denn eben in Schlaf und Traum (worin wir – und gewiß auch die „Atlanten“ – ein Drittel unseres Lebens verbringen oder verbracht haben) stellt sich unsere Verbindung zu Gott in reiner Form her. Allein die Tatsache, daß wir acht von vierundzwanzig Stunden, also eine ungeheure Zeitspanne, im Schlaf verbringen, beweist dies. Denn die Natur ist nicht blöde, sondern sie weiß, was sie (auch mit uns) anstellt. Also dürfen wir bereits alleine den Hinweis auf die scheinbar verschwendete Zeit (acht von vierundzwanzig Stun-

den im Schlafe) als völlig klaren Fingerzeig hinsichtlich der überragenden Bedeutung des Schlafes deuten.

Auch damals hat man sich schon Gedanken über den Nil gemacht, über diesen langen, mächtigen Fluß, dem die Kultur der Menschheit, insbesondere die der Ägypter, so viel zu verdanken hat. Plinius:

„Sodann strömt er, durch Inseln eingengt, durch ebenso viele Hindernisse beschleunigt, schließlich von Bergen umschlossen, nirgendwo reißender mit eiligen Wassermassen in eine Gegend der Aithiopen, die Kataduper heißen, wo er beim letzten Katarakt zwischen den entgegenstehenden Felsen mit ungeheurem Getöse nicht zu fließen, sondern herabzustürzen scheint. Dann ergießt er sich, nachdem seine Wassermassen gebrochen und seine Wildheit gezähmt worden ist, durch den langen Weg auch etwas ermüdet, sanft ins Ägyptische Meer, wenn auch in zahlreichen Mündungen. An bestimmten Tagen jedoch schwillt er hoch an, überschwemmt ganz Ägypten und ergießt

sich fruchtbar über das Land.“ (Plinius 2, S. 120)

Die ägyptische Hochkultur mit ihren eindrucksvollen Bauwerken und Monumenten verdankt ihre Existenz dem Nil. Doch, wie könnte es anders sein, es fehlt auch hinsichtlich dieses Flusses nicht an „fantastischen“ Spekulationen oder Erklärungen, Plinius:

„Man hat verschiedene Ursachen dieses Anschwellens namhaft gemacht; am wahrscheinlichsten aber sind das Anprallen der um diese Zeit aus entgegengesetzter Richtung wehenden Etesien [passatartige Winde im Mittelmeer], da überdies das Meer in die Mündungsarme gedrängt wird, oder die sommerlichen Regenfälle Aithiopiens, weil dieselben Etesien die Wolken aus den übrigen Teilen der Erde dorthin treiben. Der Mathematiker Timaios legte eine geheimnisvolle Erklärung vor: die Quelle des Nil heiße Phiala, und der Fluß selbst versickere in unterirdische Gänge, wobei er zwischen den rauhen Felsen, in

denen er sich verbirgt, vor Hitze verdampfe. Wenn aber die Sonne während dieser Tage zu nahe komme, werde er durch die Kraft ihrer Glut emporgezogen, fließe über und verberge sich wieder, um nicht ganz verzehrt zu werden. Dies geschehe beim Aufgang des Hundsterns beim Eintritt der Sonne in das Sternbild des Löwen, wenn das Gestirn senkrecht über der Quelle steht, da in diesem Landstrich keine Schatten fallen; dagegen sind die meisten der Meinung, der Fluß fließe reichlicher, wenn die Sonne nach Norden weiterwandert, was im Sternbild des Krebses und des Löwen geschieht, und er vertrockne dann weniger; wenn sie aber wieder zum Sternbild des Steinbocks und zum Südpol zurückkehrt, werde er aufgezehrt und fließe deshalb spärlicher. Aber wenn jemand dem Timaios glaubt, der Fluß könne emporgezogen werden, {bedenkt er nicht}, daß an diesen Tagen und an diesen Orten ständig das Fehlen der Schatten eintritt.“ (Plinius 2, S. 120 f)

Der Nil mit seinen etwa 7 000 km Länge gilt (nach dem Amazonas) als zweitlängster Fluß der Erde. Er speist sich aus zwei Quellflüssen: dem Blauen und dem Weißen Nil. Tatsächlich entspringt er den Bergen von Ruanda und Burundi und durchfließt unter anderem den Victoriasee. Sein Wasser bezieht er vornehmlich aus den Tropen Ostafrikas.

Und wiederum begegnen uns mehr als nur merkwürdige Gestalten in Äthiopien, Plinius:

„Daß sonderbare Gestalten von Tieren und Menschen an den Grenzen des Landes hervorgebracht werden, ist überhaupt nicht verwunderlich bei dem regen Bildungstrieb der Wärme in Ausbildung der Körper und Hervorbringung von Gestalten. Jedenfalls erzählt man, daß es vom innersten östlichen Teil an Stämme ohne Nasen gebe, so daß das Antlitz eine ganz flache Ebene bilde, und andere, denen die Oberlippe fehle, andere ohne Zunge.“ (Plinius 2, S. 212)

Und weiter bizarre Menschen, welche wir ansonsten in Form von Aliens aus der Science Fiction zu kennen pflegen:

„Ein Teil atmet sogar, da ihm der Mund zugewachsen ist und ihm die Nasenlöcher fehlen, nur durch eine Öffnung, durch die er zugleich auch das Getränk mittels eines Strohhalmes einsaugt und auch die Körner des dort von sich aus wachsenden Hafers als Nahrung zu sich nimmt. Einige haben statt der Sprache nur Nicken und Bewegungen ihrer Gliedmaßen. Einigen war vor der Herrschaft des ägyptischen Königs Ptolemaios Lathyros der Gebrauch des Feuers unbekannt. Manche haben auch angegeben, daß ein Pygmaien-Stamm zwischen den Sümpfen wohnt, aus denen der Nil entspringe. An der Küste aber ist dort ... eine ununterbrochene Kette von Bergen, die wie wenn sie brennten rot aussehen.“ (Plinius 2, S. 212)

Bezüglich der seltsamen Gestalten, welche Afrika bevölkern, Plinius weiter:

„Die Gegend oberhalb Sirbitos, wo die Gebirge aufhören, soll nach einigen Küsten-Aithiopen, Nisikather und Nisiter haben, was ‚Männer von je drei und vier Augen‘ bedeutet, nicht weil sie so viele hätten, sondern weil sie mit so vorzüglichem Blick ihre Pfeile zu nutzen vermögen. ... Das übrige sei wüst, dann sagenhaft: Gegen Westen die Nigroi, deren König nur ein einziges Auge auf der Stirn hat, die Agriophagen, die vor allem von Panther- und Löwenfleisch leben, die Pamphagen, die alles essen, die Anthropophagen, die sich von Menschenfleisch nähren, die Kynamolger mit Hundsköpfen, die Artabatiter, vierfüßig und wie die wilden Tiere umher-schweifend... Ein gewisser Teil der Aithiopen lebt nur von Heuschrecken, die man durch Rauch und Salz als Nahrung für das ganze Jahr haltbar macht; sie leben nicht länger als bis zum vierzigsten Lebensjahr.“ (Plinius 2, S. 214)

Nochmals, seltsame Frauen in Afrika, Plinius:

„Gegenüber diesem Vorgebirge soll es die Gorgaden-Inseln geben, die einst Wohnort der Gorgonen waren, zwei Tagereisen vom Festland entfernt... Hanno, ein Punier-Feldherr, ist bis zu ihnen vorgedrungen hat überliefert, daß die Körper der Frauen Haare trügen, die Männer aber durch ihre Behendigkeit entkommen seien; die Häute von zwei solchen Gorgadenfrauen hat er des Beweises und des Wunders wegen im Tempel der Hera niedergelegt, wo man sie bis zur Eroberung Karthagos sah.“
(Plinius 2, S. 216)

Und, nicht zu vergessen, fast so etwas wie ein „Klassiker“ in den historischen Berichten, Atlantis nämlich, Plinius dazu:

„Es soll aber noch eine andere Insel gegenüber dem Atlas-Berg liegen, die auch selbst Atlantis genannt wird. Von ihr sind fünf Tagereisen zu Schiff lang nur Wüsten bis zu den Hesperischen Aithiopen und dem Vorgebirge, das wir Hesperu Keras genannt haben, indem sich von dort aus die Vorderseite der

Länder nach Westen zum Atlantischen Meer hin wendet.“ (Plinius 2, S. 215 f)

Und:

„Jenseits von ihnen werden noch die zwei Inseln der Hesperiden erwähnt, doch ist man über all dieses so unsicher, daß Statius Sebosus die Fahrt von den Gorgonen-Inseln an Atlantis vorüber bis zu den Hesperiden-Inseln mit 40 Tagesreisen angibt, von diesen bis nach Hesperu Keras auf eine.“ (Plinius 2, S. 216)